

Buchbesprechungen

CATHERINE MITTERMAYER unter Mitarbeit von PASCAL ATTINGER: *Altbabylonische Zeichenliste der sumerisch-literarischen Texte*. Orbis Biblicus et Orientalis, Sonderband. Fribourg: Academic Press, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2006. XI, 285 S. 8°; brosch., € 65,90¹

Die Arbeit an dieser Zeichenliste, die als Beiprodukt zum Projekt eines Glossaire sumérien-français/allemand/anglais entstanden ist, haben sich die beiden Autoren aufgeteilt. Von C. Mittermayer stammen die sorgfältigen Kopien der Zeichen und ihrer Varianten, von P. Attinger die Lesewerte. Das Vorwort betont, dass bei den Zeichen und Zeichenformen keine Vollständigkeit angestrebt wurde, vielmehr die Überlieferung der Städte Nippur und Ur im Vordergrund steht. Das hatte den unbestreitbaren Vorteil, dass fast alle Zeichen nach den Keilschrifttafeln der Museen von Philadelphia, London und Jena kollationiert werden konnten.

Aufgenommen wurden 480 Zeichen unter eigener Nummerierung. Die Kopfzeile eines jeden enthält außer dieser Nummer den Zeichennamen² und die entsprechende Nummer nach dem BCE-System und der MesZL von R. Borger. Außer der so genannten Leitform werden bis zu 16 verschiedene Varianten unter genauer Angabe der Fundstelle aufgelistet. Die Klarheit und Sorgfalt der Kopien verdienen höchstes Lob.

Bei der Wahl der Lesewerte fällt die Aufnahme und Weiterentwicklung einer Idee M. Kreberniks auf, keilärmere oder -reichere Zeichenformen durch ein nachfolgendes hochgestelltes – oder + zu bezeichnen. Der Vorteil davon ist, dass man auf unhandliche Werte wie z.B. BU = su₁₃, sud₄ zugunsten von sù⁻ bzw. sud⁻ verzichten kann. Gegenüber der bisher geübten Praxis (nag¹[KA]) hat es jedoch den Nachteil, dass nicht genau bezeichnet werden kann, welcher Teil des Zeichens von der Einsparung oder Bereicherung betroffen ist, oder wie viele Keile ausgelassen oder hinzugefügt wurden. So findet sich egi₂- unter NIN (aBZL 452) und NIN₉ (aBZL 451). Dem Benutzer eines Wörterbuches oder einer Umschrift mit dieser Art der Notierung bleibt so gelegentlich das Nachschlagen in der Zeichenliste oder das Aufschlagen der Textkopie nicht erspart.

In Wiedergaben von Verbindungen zweier oder mehrerer Zeichen findet man gegenüber der bisher üblichen Umschriftweise eine große Zahl von Lautern³. Hier sind dem Autor wichtige neue Einsichten in die Struktur von Zeichenverbindungen zu danken.

Bei den Lesewerten wurde auf eine „korrekte“ Lesung geachtet, die in der Einleitung wie folgt beschrieben wird (S. IX): „Eine ‚korrekte‘ Lesung ist eine konsequente Transliteration und nicht eine phonologisch genaue Wiedergabe.“ Letztere wird wohl niemand erwarten, der weiß, wie enge Grenzen der Rekonstruktion durch die Keilschrift einerseits und die Übermittlung des sumerischen Lautstandes durch die Akkader an-

-
- 1 Nachträge und Berichtigungen veröffentlichte P. Attinger, NABU 2007, Nr. 37; eine Rezension von R. Borger erschien in den *Orientalia* NS 76, 385–392.
 - 2 Diesen Gebrauch des Begriffs „Zeichename“ kritisierte allerdings D.O. Edzard, ZA 91, 298
 - 3 Anstelle der in der angelsächsischen Literatur üblichen Bezeichnungen phonetic und semantic indicator werden hier die Bezeichnungen Lauter und Deuter verwendet. Sie wurden entnommen E. Haenisch, *Lehrgang der klassischen chinesischen Schriftsprache*, Bd. 2 = Ergänzungsband, Nachdruck [der 3. Aufl. von etwa 1953] Leipzig 1975, 180–181.

dererseits gezogen sind. Das Ziel ist, entgegen der Vielzahl der in der Praxis begegnenden Umschriftweisen eines Wortes, eine bestimmte Form als Lemma des zukünftigen Wörterbuches festzulegen. Folglich bietet die Zeichenliste relativ wenige alternative Lesewerte an.

Wie dies D. O. Edzard wiederholt gefordert hatte, richtet sich die Wahl der Lesewerte bevorzugt nach den Angaben der Syllabare Proto-Ea, Proto-Aa und Proto-Diri, die wegen ihrer Entstehung in der aB Periode zeitlich dem Erlöschen des gesprochenen Sumerisch näher stehen als die übrigen. Doch trotz der etwa 900 erhaltenen Einträge von Proto-Ea ist der sumerische Wortschatz bei weitem nicht abgedeckt. Ähnlich lückenhaft sind die anderen gleich alten Listen. Stillschweigend wird ihnen die Wiedergabe eines nach Ort und Zeit einheitlichen Sprachniveaus unterstellt.

Der gewählte „Normalwert“ sollte aber der aB Zeit angehören. Hier bestehen bei einigen Zeichen Bedenken, ob der ausgewählte Lesewert nicht einen älteren Sprachzustand spiegelt. Und die beschriebene Art der Transliteration findet dort ihre Grenze, wo die Sumerer selbst keinen „Normalwert“ kannten. Ein gutes Beispiel ist das Wort für den „Überfluss“, /*he/i/*, das je nach lautlicher Umgebung als *nam-hé* und *hé-gál* oder als *hi-li* und *hi-nun* erscheint. Da die Veränderung des Vokals denselben Regeln folgt, wie sie 1931 A. Poebel, AS 2 für den Wechsel des Präfixes *e-/i-* beim altsumerischen Verbum in Girsu herausgefunden hat, ist es nicht nötig zwei verschiedene Wörter für „Überfluss“ anzunehmen, anders Å. Sjöberg, FS Kienast 555–556 Anm. 42.

Nicht lösbar bleibt die Frage, wieweit solche Fälle, bei denen durch die Gunst der Keilschrift ein Blick auf die Aussprache möglich ist, verallgemeinert werden dürfen.

Das Schrifttum der aB Zeit in sumerischer Sprache unterteilte 1967–68 J. Krecher, ZA 58, 16–65 und WO 4, 252–277 in vier Gruppen. Er unterschied zwischen dem Material in den Hauptdialekten Emegir und Emesal und nach der Art der Verschriftung zwischen „normal geschriebenen und unorthographischen“ Quellen. Die zwischen standardorthografischen und unorthografischen Schreibungen der Wörter beobachteten lautlichen Abweichungen beschrieb J. Krecher, ZA 58, 21 als Unterschiede zwischen „isolierten“ oder „Normalformen“ und „Kontext bedingten Nebenformen“.

Es ist nicht zu leugnen, dass es solche kombinatorischen Wortvarianten gibt, s. z.B. oben zu den Formen *hé* und *hi* für „Überfluss“. Aber selbst bei gleichem lautlichem Umfeld enthalten die unorthografischen Texte so viele variierende Formen eines Wortes, dass wahrscheinlich von einer stärkeren Aufspaltung in lokale Dialekte ausgegangen werden muss. Allgemein akzeptiert ist ja ein dritter Dialekt, dem das in Emesal-Texten überlieferte Wort /*aman/* „Herr“ (in ^d*am-an-ki*) entstammt. Nur leider konnte ihm bisher kein weiteres Wort zugewiesen werden. Vor allem aber wird, da die überlieferten Formen verschiedene Stufen lautgesetzlicher Veränderungen zeigen, darin auch eine zeitliche Dimension greifbar. Das nach absoluter Zeitbestimmung annähernd gleichzeitige syllabische Material repräsentiert nach relativer Chronologie ganz verschiedene Stufen der Sprachentwicklung. Diese lautlichen Veränderungen sind oft schon anhand von „Entgleisungen“ aus der Konvention in Ur III-Urkunden, selten noch früher, fassbar. Da Untersuchungen zur Sprachgeschichte und Dialektgeografie des Sumerischen bisher fehlen (s. jedoch Th. Krispijn, *The Change of Official Sumerian in the City-State of Lagaš*, ASJ 22 = FS Yoshikawa, 153–175), ist es gegenwärtig ein Wagnis die Standardform eines sumerischen Wortes gerade für die gut dokumentierte aB Epoche zu bestimmen. P. Attinger selbst (NABU 2007, Nr. 37, S. 37) betrachtet die Werte als „très provisoires“. Doch ist eine Festlegung für die Lemmata eines Wörterbuches unerlässlich.

Ein unlösbares Problem bleibt die Bestimmung von e oder i schon allein dadurch, weil viele Silbenzeichen sowohl mit e als auch mit i gelesen werden können (de/i, re/i usw.).⁴ Zwar glaubt man eine allgemeine Entwicklung der Verdünnung von e > i feststellen zu können, doch finden sich viele Beispiele, in denen etwa in der Umgebung von a diese Entwicklung nicht eingetreten oder wieder zurückgenommen worden ist.

Hinweise auf diese Veränderung finden sich seit der Fara-Zeit; èn-tar hat bereits im Girsu der Akkadzeit die Form in-tar angenommen, s. unten zu Nr. 381.

Bei Wörtern, die ursprünglich wahrscheinlich mit zwei e-Vokalen anzusetzen sind, ist keineswegs gesichert, dass immer das zweite e als erstes aufgehellt worden ist (z. B. aBZL edin, enim oder eri).

Nr. 009 AN: Die Lesung digir ist für die aB Zeit nicht sicher. Zwar löst Proto-Ea 135 (MSL 14, 37) in di-mi-ir auf, doch hat DI auch den Wert de, IR kann er gelesen werden und MI steht in diesem Syllabar für /ġi/ und /ġe/, s. ni-mi-en (MSL 14, 31, 30), mi-en (MSL 14, 51, 499), mi-eš (MSL 14, 52, 517) u.a. Ferner sind zu berücksichtigen Emesal dim-me-er, di-me-r (CLAM 1, 344 b+27, mA), di-ne/ge₉-er (BL VI 5. 6) und di-ne/ge₉-r (BL VI 12).

Nr. 081 ĠISAL: Neben ġisal ist mit einer Form ġesal zu rechnen, s. ne/ge₉-sá (W.G. Lambert, JNES 33, 203, B 18). Proto-Ea 355 (MSL 14, 46) mi-sa-al kann für /ġesal/ stehen (vgl. auch MSL 15, 20, 206 und aBZL 160). Zu MI = /ġe/ s. oben zu Nr. 009.

Nr. 115 EDIN: Die überwiegende Zahl der Belege spricht für ein eden, so die in der Ur III-Zeit gebräuchliche Form dè-n in PN wie ur-gú-dè-na (Belege bei H. Limet, L'anthroponymie, 546), besonders deutlich in ur-gú-dè-e-na (BPOA 1, S. 480) oder i₇-dè-na (dazu s. H. Sauren, ZA 59, 55; Belege für ur-i₇-dè-na bei H. Limet, a.a.O. 547). Das wird für die aB Zeit durch an-e-de-en (A. Falkenstein, ZA 55, 57) bestätigt. an-di-n (VS 2, 3 I 10, 11) kann an-de-n gelesen werden. Genannt sei auch noch der seltene vom Wort abgeleitete Lautwert den_x (aBZL 115). Von den Syllabaren gibt MSL 14, 485, 22' e-de-en an, MSL 14, 357, 46–48 e-din, vielleicht e-den zu lesen, MSL 14, 369, 8'-9' i-de-en; erst S^b I 90–91 löst zu e-di-in auf. Nicht eindeutig ist e-di(-li-il_x[AL]) in ZA 92, 34 IV 19. 20.

Nr. 148 NIR: Nach BL VI 8 (ne-er-gá-al) und 13 (né-er-gá-al, wenn so zu lesen) ist neben nir mit einer Form ner zu rechnen.

Nr. 160 ĠIŠ: Für die Lesung ġeš sprechen ġiš-ġeš-tin (MVN 16, 673 Rs. 1, ns.), mi-eš-tu (MSL 15, 20, 204–205), ne/ge₉-ti(-in) (VS 2, 1 II 5; 3 I 13), ne-eš-pé-ša (MSL 15, 55, 3:22), né-eš-bu-n(a) (VS 2, 44 Rs. 2.3) und né-eš-ki (CT 44, 12 Rs. 6' = CLAM 1, 57 b+111) für ġiš mi-iš (ZA 92, 30 III 13), ni-iš-gi (ZA 92, 26 I 17), ni-iš-hu-ur (ZA 92, 28 II 10), wahrscheinlich ni-iš-ka-na-ka-na-ak (ZA 92, 32 IV 15), ni-iš-ku-ru-m (ZA 92 28 II 9; 32 IV 15), ni-iš-nu(-gal) (MSL 15, 56, 4:03–04) und ni-iš-tu (CT 58, 44, 18'), vgl. auch ni-iš (ZA 92, 26 I 18). Unsicher bleibt der Ortsname niš-bànda^{da} (MVN 13, 17, 7) für ġiš-bànda^{da,ki}, da auch neš-° gelesen werden kann.

Nr. 207a NISAG: Statt oder wenigstens neben nisaġ sollte ein nesaġ stehen, denn beginnend mit den frühen Texten aus Ur und bis in die aB Zeit parallel zum Wortzeichen gibt es das halbsyllabische ne-sag (UET 2, S. 8 und 9; PN Nr. 559–560; zu ne-sag s. auch Å. Sjöberg, ZA 63, 30).

Nr. 233 IGI: Mit der Vokalisation igi „Auge“ befindet sich der Autor im Einklang mit den Vokabularen und mit i-bí (Emesal). Dennoch gab es eine wahrscheinlich ältere Lau-

4 S. dazu auch die Einschränkungen des Autors, NABU 2007, Nr. 37, S. 37.

tung *egi* oder *ege*, die auch in *aB* Zeit nicht vergessen war. Sie findet sich in *Inninšagura* 164 Ra, hat einen späten Reflex in dem Steinnamen *na₄-e-gi-sağ-ğá*, *na₄-e-gi-zà-ga* in der kanonischen Version der Serie *úru àm-ma-ir-ra-bi* 20, 25 (s. dazu K. Volk, FAOS 18, 160) und erklärt bestens, warum in *as.* Zeit in *Adab*(?) wie in *Girsu* das Epitheton der Göttinnen *Ninhursaga* und *Ningirima* „rechte Fürstin“ *igi-zi* (statt *egi-zi*) geschrieben werden konnte. Zum Epitheton s. zuletzt P. Steinkeller, FS Klein, 303–304. Statt *egi* ist natürlich auch *ege* möglich.

Nr. 306 ŠEN: Nach OECT 5, 49, 1: *e-si-id-li-°* ist mit einem /si/ oder /se/ zu rechnen. Andererseits weisen *še-na* (VS 2, 8 Rs. I 39–42; ZA 92, 30 III 22) ebenso auf *šen* hin wie das *e-še-en-di-li-°* in CLAM 1, 289 e+255D = 364 a+271N.

Nr. 312 KA: Wie das *Emesal*-Wort *e-ne-èm* zeigt, dürfte die Ausgangsform als **enem* anzusetzen sein. Daraus konnte sich sowohl ein *enim* (Proto-Ea 306) wie ein /*inem*/ entwickeln. In einem weiteren Schritt trafen beide Formen wieder in einem /*ini(m)*/ zusammen. Nachprüfbar ist die Entwicklung nur für das vornehmlich syllabisch geschriebene *Emesal*: *i-ne-èm* (CT 44, 12 Rs. 18'-19' = CLAM 1, 57 b+123–124), *i-ne-em(-gar)* (VS 2, 4 VI 3), *i-ni-im* (CLAM 1, 380, 19; AMD 1, 230, 5 [Emesal?]), *i-ni-m* (CLAM 1, 204, 1. 4); *i-ni* (CLAM 1, 204, 2. 3. 5. 6 und Glosse in CT 42, 4 II 2). Da alle Texte der *aB* Zeit entstammen ist dies ein gutes Beispiel für die Ungleichzeitigkeit der tradierten Formen.

Nr. 326 EME: Statt *eme* (*aBZL* 326) heisst es *i-me* (FS Hallo 153 C 6).

Nr. 381 LI: Für *èn-tar* ist seit der *Akkad*-Zeit trotz der lautlichen Umgebung in *tar* nachweisbar (FAOS 19, 94, 13. 17), für die *ns.* Zeit s. nur TCS 1, S. 115–116. Daneben ist eine Form mit Nasalreduktion *e-tar* in *en-e-tar-zi* und *lugal-e-tar-sù* in *vorsargonischer* bzw. *sargonischer* Zeit bezeugt (FAOS 19, 25, 4 und UET 2, Suppl. = StPSM 13, 30, 8; 48 II 14), die zur *aB* Zeit im PN *é-a-i-tar-zi* (TIM 4, 54, 11) zu *i-tar* verdünnt worden ist, so dass der Wert *èn* für die *aB* Zeit in dieser Verbindung ein wenig antiquiert wirkt.

Zu *in-du* statt *èn-du* „Lied“ s. A. Cavigneaux/F. Al-Rawi, RA 87, 104, 1–105, 6 (Mertan).

Nr. 470 A.IGI: Für die Lesung *ír* hat J. Krecher, SKly, S. 88 das Material zusammengestellt, darunter auch Schreibungen wie *i-r(a)*. Doch deutet eine Wiedergabe des Lokativs als *e-ra* (JNES 33, 293 B 29) auf eine Nebenform *ér* hin.

Nr. 473 NÍĜ₂: Statt *inda* (Proto-Ea 210 [MSL 14, 40]) erwartet man vokalisches **enda*. Dem entspricht die Glosse am Rand von CT 42, 13, 53.

Ebenso wenig wie die Bestimmung von *e* oder *i* ist die Festlegung auf *s* oder *š* möglich.

Zwar möchte man eine von der *Ur III*-Zeit an beginnende Tendenz zur Verschiebung von *s* > *š* erkennen, doch waren noch den *aB* Schreibern Lautungen wenigstens bestimmter Wörter mit *s* bekannt.

suhuš (*aBZL* 065) hat in der *Akkad*-Zeit noch die Form *suhus(-sa-ni)* (RIME 2, 69 Rimuš 18, *sumer.* 24). Bei dem im *frühns.* *Girsu* üblichen *šu₄-g* (*Gudea*, Zyl. A XIV 4; XX 23; XXIV 26. 27 u. ö.) wird es sich eher um eine abweichende Lautgestalt des Zeitwortes *su₈-g* handeln, als um ein eigenes Verbum. Es ist durch *al-šú-ge-eš* auch im *ns.* *Nippur* bezeugt (NATN 1,7).

Man findet in *Ur III*-Urkunden *da-a-ga dub-sar dumu ur-giš-sa₆-ga* (TENS 50 Siegel) gegenüber *da-a-ga dub-sar dumu ur-giš-ša₆-ga* (AAICAB 1/1 Ashm. 1924–681 Siegel; SACT 2, S. 346, 14; SAT 2, 716 und 751 Siegel). Die 1. Zeile des Briefes des *Lugalnisag* an *Enlilmassu* gibt nach PSD 1/3, 17b die Variante *ad-gi₄ šà* zu *ad-gi₄ sa₆ an*, so dass man den Wandel von *s* > *š* in die *ns.* Zeit datieren möchte. *aBZL* 228 sieht nur die Werte *sa₆* bzw. *sag₉* vor.

Dagegen bietet die aB Zeit z. B. ka-sa (VS 2, 3 Rs. I 33–38) für kaš₄-a – aBZL 066 kas₄ und kaš₄ – oder se/i-s für šeš in dumu si-sa (VS 2, 94, 17 // dumu šeš-a VS 2, 95, 17) und [é-s]i-sa-ta (VS 17, 49(+)) 46 b 26' nach A. Cavigneaux, CM 19, 68) und si-š (a.a.O.) – aBZL 021b ses, sis und seš[?] mit Kommentar auf S. 193. Proto-Ea 623 (MSL 14, 56) wird in der Edition se-èš umschrieben, kann aber auch se-ès, si-š oder si-iš(?) gelesen werden.

In sich widersprüchlich ist das von A. Cavigneaux, ZA 92, 1–59 bearbeitete Ritual aus Meturan. Während „Kopf“ entweder ideografisch saĝ (II 13. 14. IV 10.22.23) oder syllabisch sa-ĝ (IV 10.13.15.18.22) dargestellt wird, beginnt der „Tempelverwalter“, wörtlich „der Häuptling“, wie das akkadische Lehnwort šangū mit einem š, ša-ĝá (I 12.13), aBZL 212 saĝĝa. (Ist das verdoppelte ĝ gerechtfertigt? A. Cavigneaux, ZA 92, 24 und 58 umschreibt saĝa.)

Während die kanonische Diri-Serie noch die alte Lesung si-ra-ra für die verschiedenen Schreibungen des Nanše-Heiligtums bewahrt hat (MSL 15, 110, 144 und 112, 242), zu vergleichen ist die syllabische Schreibung im aB VS 2, 2 IV 18, kennt das mB Ugarit eine spätere oder provinziellere Lautung ši-ra-ra (MSL 15, 71, 123).

Zum Auslaut des Stadtnamens Lagasch s. unten zu Nr. 028. S. ferner auch oben zu Nr. 306.

Zu einzelnen Zeichen

Nr. 001 AŠ und 028 ŠIR: Der Ansatz eines Lautwertes ašgi (S. 13 und 250 ašgi₂) im Götternamen ^{d.aš}ašgi₂gi⁽⁴⁾ ist alles andere als sicher. Die ältesten Schreibungen des Namens und gerade eine in einer Urkunde aus Adab selbst schreiben statt ŠIR ein Zeichen HIXDIŠ ohne Lauter, das den Wert aš₈ bekommen hat, s. ^daš₈-gi₄ (BIN 8, 7, 3) oder PN maš-aš₈-gi₄ (NFT 180 MIO o. Nr. II 3), s. ferner die Erwähnungen des Gottes in den Götterlisten von Fara und Tell Abu Salabih und in den Zame-Hymnen bei M. Krebernik, ZA 76, 192.

Erst im präargonischen Girsu erscheint erstmals die Schreibung mit ŠIR und je nach Auffassung einem (GE₂₃ = aš_x) oder zwei Lautern (aš_x und gi₄) (IHL 26 XI 6').

Berücksichtigt man weiter noch die verschiedenen Wiedergaben eines Ortsnamens „Von Ašgi/ki erwählt“ ^aaš-gi₄-pà-da (M. Civil, Farmer's Instructions, S. 199 A 4578, 3; AAICAB 1/1 Ashm. 1924–665 III 1. VIII 23), ^aaš-ki-pà (MVN 16, 1358, 4) und ^{d.aš}aš-gi₄-pà-da^{ki} (TCTI 2, 3543, 15) und bezieht den fremden Ortsnamen aš-gi₄^{ki} (Ontario 2, 462, 8) und die Personennamen ^daš-ki-illat-sú (CBCY 3, S. 300), PÜ.ŠA-^{aš}aš₇-ki (NATN 168, 8) und aš₇-ga (SAT 3, 1849, 42) mit in die Betrachtung ein, so kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, dass im Götternamen eine alte phonetische Schreibung vorliegt.

Schließlich darf der Göttername etymologisch nicht getrennt werden von aški = *urbatu* „Schilf“ (AHw. 1428), für das es ein Ideogramm gibt (ZI/ZI.LAGAB), das freilich in der vorliegenden Gestalt jung ist (aBZL 149). In diesem Zeichen sind die präargonischen Formen ZI/ZI.A und ZI/ZI.ŠÈ mit im einzelnen noch unklarer Lesung zusammengefallen.

Nr. 009 AN: Der Ansatz der Lesung an für den „Himmel“ ist konventionell. Ein und dieselbe Person trägt im Nippur der Akkadzeit den Namen nin-en-né und nin-an-si (A. Westenholz, OSP 2, S. 81 und 197). Die beiden Namensformen lassen sich auf eine ursprüngliche Gestalt *nin-an-né-si zurückführen. (Zum Namen s. M. Krebernik, AOAT 296, 27.) Das bedeutet, dass die Verdünnung von a > e schon damals einsetzte. Bezeugt ist die lautliche Veränderung dann durch ein vermutlich erst kassitenzeitliches

Exemplar (D) der Beschwörung bei Utu 3 (en) und 10 (eš-ša-ra für an-šár-ra), s. B. Alster, ASJ 13, 37 und 39.

Nr. 019 NU und Nr. 393 TUR: Auch ursprünglich syllabische oder halbsyllabische Schreibungen können zur historischen Schreibung erstarren, an der eine Lautentwicklung nicht mehr ablesbar ist. Das seit der aB Zeit belegte Lehnwort *laputtum* weist für nu-bānda auf eine Aussprache /labudda/ zur Zeit der Übernahme hin. Damit hätte man das Wort in aB Zeit als là-bu(d)da_x zu umschreiben. Die Gesetze, die zu dieser Lautung führten, sind hinlänglich bekannt mit Ausnahme der seltener nachweisbaren Entwicklung eines a zum Labialvokal u, bzw. es hat sich bisher niemand die Mühe gemacht, die Fälle zu sammeln. Doch rechnete schon 1931 Arno Poebel, AS 2, 9 mit Labialvokalen im Sumerischen. P. Attingers Wiedergabe als NU-banda₃ (FS Wilcke, 19: Nungal 88, vgl. auch aBZL 019) bewahrt den „Blickkontakt“ zur Schriftform, kann sich für den zweiten Bestandteil auf eine spätaB syllabische Schreibung: ba-an-da (B. Alster, ASJ 14, 14: Manchester Tammuz 143) berufen, bleibt aber unbefriedigend.

Nr. 020 MU: Mit dem seltenen Lautwert me_x(MU.E) in kalam-me_x für kalam-e ist dem Autor ein glücklicher Fund gelungen. Dieser Wert ist offensichtlich abgeleitet von der Notierung der Verbalpräfixe mu-e-, die wie Varianten zeigen nur /me/ gesprochen wurde. Sie belegen wie sprachfern mit diesen und ähnlichen Notierungen die Standardschreibung war. Vgl. auch J. Krecher, OrNS 54, 164 Anm. 69.

Nr. 028 ŠIR (NU₁₁): Zu kurz greift die Erklärung von lagas als ŠIR.BUR^{la}. E. Sollberger, ZA 54, 13(44a), der die Wiedergabe des Ortsnamens als alte silbische Schreibung ansah, war mit la-gas_x auf der richtigen Fährte. Wichtig ist die Fara-zeitliche Schreibung la-gas_x^{mušen.ki} (WF 92 II 1), denn sie zeigt, dass der Lautwert aus einem Vogelnamen abzuleiten ist. M.E. ist /gas/ die lagaschitische Dialektform für NU₁₁^{bur} = bur₄, eine Rabenart. Die wirksamen Lautgesetze sind die folgenden b : g wie zwischen Emegir und Emesal häufig, labiales u nach b : a und r : s wie in /lamar/ : */lamas/ > akk. *lamas-su*. Das Beispiel und die beiden letzten Lautentsprechungen sind bei Th. Krispijn, ASJ 22, 153–175, bes. 161 nachzutragen. Die in PSD 2, (203b und) 204b gebuchte Schreibung NU₁₁.AŠ möchte ich /gas^{as}/ bzw. /gaš^{as}/ lesen. NU₁₁.IR daselbst ist wohl Hinweis auf eine Lesung /bir/ vgl. bir₅. Bemerkenswert ist, dass die ganze Zeichenkombination einschließlich des Lauters bur für den Wert /gas/ übernommen wurde.

Der Wandel von s > š dürfte bereits in der Ur III-Zeit begonnen haben, s. die Diskussion bei P. Attinger, NABU 2007, Nr. 37, S. 37 mit S. 39 Anm. 2.

Nr. 029 MAŠ (BAN₂) und S. 194: Beim Ansatz mašgagen[?] ist unberücksichtigt geblieben, dass der von P. Steinkeller, LATIM S. 20 noch hypothetisch vorgetragene Wert GAG = ga_x als ka₁₅ (genauer wohl /kaʾ/) durch den Lauter in der Fara-zeitlichen Namensschreibung der Biergöttin als ^dnin-kaš^{ka15}-si > ^dnin-ka-si, „Herrin, (die) Bier (ein)füllt“ o. ä., erwiesen ist. Belege bei M. Krebernik, ZA 76, 198.

Nr. 037 DAR (GUN₃): Die Einführung eines Lautwertes dara₆ im Götternamen ^dnin-dar(-a) harmonisiert die umschriftliche Wiedergabe des Namens mit den Gepflogenheiten der aB Zeit, verdeckt jedoch das Überleben von Resten älterer orthografischer Notierungen in der aB Überlieferung.

Nr. 063 BURU₁₄: Es fehlt ein Wert ru₁₃ oder ru₁₂₊ zur Wiedergabe des Göttinnenamens ^da-ru₁₃-ru₁₃ (CT 36, 50, 2).

Nr. 075 TUM, s. unten zu Nr. 167 E.

Nr. 079 BI: Bei dem BI vor BI.U₂.SA handelt es sich um ein Determinativ oder einen bedeutungshinweisenden Zusatz, wie z.B. SIA 931 = OIP 14, 184 kaš-sig₅/gin dida(Ú.SA) lehrt. Für die aB Zeit s. [a]garin₅-e dida¹(Ú.SA¹)-a-bi (ISET 1, 129 Ni. 4096,

3, nicht ganz korrekt in PSD 1/3, 60b). Vgl. dazu auch P. Attinger, NABU 2007, Nr. 37, S. 38 zu p. 33.

Nr. 089 GU₂: Die Vergabe der Umschriftwerte GU₂ = gun₂ und GU₂.UN = gun₂^{un} ist nicht zwingend. Denn es könnte sich um eine „Auffüllung“ handeln wie bei mu-dù zu mu-un-dù und anderen Verbalformen mit dem Präfix -n-.

Nr. 094 AMA: Bei agarin₄ ist das AN aus AMA.AN.ŠIM zu streichen. Auch agarin₅ (AMA.ŠIMxGAR) ist aB bezeugt s. oben zu Nr. 079. Das ġ des Wortes ist unsicher, gerade die frühen Belege in syllabischer Schreibung von der vorsargonischen bis zur ns. Zeit haben g: e-a-ga-rí (BCT 2, 199, 2), e-ga-rin (BIN 8, 184, 19; 188, 5; 191, 6; 195, 17; ECTJ 59 I 3; ELTS Nr. 21 V 3'), im-ga-rí-na (W. Sallaberger, Der babylonische Töpfer, S. 14 mit Anm. 51) und die Angaben in PSD 1/3, 60–61.

Nr. 108 AL: Das Zeichen hatte auch den seltenen Wert il_x. Er ist m. W. erstmals in einem Personennamen der Ur III-Zeit nachweisbar an-na-ĥi-AL (UMTBM 1, S. 260), den man als Verkürzung des häufigen Namens an-na-ĥi-li-bi (MVN 21, S. 111; OIP 121, S. 452; SANTAG 6, S. 315 u. ö.) ansehen darf. In aB Zeit kommt der Wert vor bei A. Cavigneaux, CM 19, 26 M₂ I 6' und ZA 92, 34 IV 19–20. Seine Entstehung ist leicht aus der Verdünnung von a (über ä/e?) > i zu erklären.

Nr. 116 NE.SU₄: Die Ausdeutung der Schreibung NE.SU₄ als lisi(n)^{si4} stößt auf Vorbehalte. Von einem Lautwert lim₄ lässt sich leicht ein Wert li₉ ableiten, aber gibt es, außer dieser Verbindung, Hinweise auf eine Lautung lisi(n) für NE?

Nr. 143 PA: Die ns. Schreibung á-si-g(a) (AnOr 1, 3, 1–2) für á-sàg zeigt den eingetretenen Wandel a > i und entlarvt á-sàg und damit auch sàg(?) als historische Lautform.

PA.ŠE = isina: Diesen lautlichen Ansatz hat P. Attinger, ZA 88, 165 begründet. Doch handelt es sich bei der zitierten Stelle Mutterschaf und Getreide Z. 124 weder um einen Lokativ (Alster/Vanstiphout) noch um einen Hinweis auf eine Grundform isina, sondern um eine Art Sandhi-Schreibung, um ein Übergleiten von isin zum folgenden a-šag₄ – was gegen ein anlautendes Alif von a-šag₄ spricht (vgl. auch unten zu Nr. 470 A). Bei Schreibungen wie ì-si-na-ba/bi ist hingegen von einem Sprossvokal (Svarabhakti-Vokal in der Terminologie der Indogermanistik) auszugehen, der die Konsonantengruppe aufsprengt. Obwohl ausgesprochen häufig (meist a, weniger oft e und selten i oder u), ist dieses Phänomen bisher kaum beachtet worden. S. aber J. Krecher, WO 4, 271–276 dort auch S. 266 und 275 zu den Formen išin und šin der nB Zeit.

Nr. 167 E, Nr. 075 TUM, S. 195 und ZA 88, 1998, 182(3): Die Schreibungen der beiden Wörter „Gürtel“ und „Schild“ sind getrennt zu betrachten. Bei E.TUM, „Gürtel“, handelt es sich um eine Zusammenstellung zweier Ideogramme: E+ÍB, „Riemen+Hüfte“, wobei e wie oft syllabisch für e₆ steht. Dagegen handelt es sich bei E.TUM.ÛR, TUM.ÛR und E.TUM, „Schild“, offensichtlich um ein Ideogramm mit wechselnden Lautern: (e)TUM^(úr). Es besteht also kein Grund für die Annäherung der Lautung von „Schild“ an die von „Gürtel“. Nach Kollation, s. C. Wilcke, Lugalbandaepos 219(320/386), ist an der syllabischen Schreibung kuš-e-bu-ùr des Exemplars T nicht zu zweifeln, so dass die einzige sichere Lesung für Schild /ebur/ zu sein scheint. Bei der häufigen Opposition b : g zwischen Emesal und Emegir ist eine Lesung /egur/ ebenfalls sehr wahrscheinlich. In der as. Wiedergabe durch e-ùr möchte ich anders als früher eine Schreibung der Lauter ohne Ideogramm sehen, wie das für Akkad-zeitliches šu-me = /šurmen/ als sicher gelten kann, s. AoN Nr. 4. Ein as. Silbenwert ég ist dagegen eher unwahrscheinlich.

Nr. 187 URUXKAR₂ („URU₂“): Die fehlerhafte Beschreibung des Zeichens als URUXUD ist zu URUXKAR₂ korrigiert worden. Es fehlt ein Wert /e/ire/i/, wie er sich aus

URUxKAR₂^{re/i} in MNS 97, 33 und 36 (dazu S. 101) ergibt. Die von aBZL bevorzugte Form eri hat keine Stütze an Proto-Ea 538 (MSL 14, 53) mit i-ri oder i-re.

Nr. 205 SANĜA₂: Weitere Belege für die aB Form des Zeichens sind TIM 9, 70, 12; UET 6/3, 665, 8' und UHF 867.

Nr. 214 GI₄: Es fehlt eine Parallele zu si₂₂ oder sig₁₇(GI), also si₂₂+: us/z-GI₄-mußen (SLT 69 III 18', aB) ist die „gelbe Ente“, in den folgenden Zeilen die „weiße (babar)“ und die „schwarze (GI₆) Ente“, vgl. auch MSL 8/2, 131, 195: us/z-GI-mußen.

Nr. 226 KAB: Neben gabu₂ mit Labialvokal u nach b ist mit einer nicht labialisierten oder delabialisierten Form /gaba/ zu rechnen. Sie steht in zwei späten Fassungen der Beschwörung bei Utu (B. Alster, ASJ 13, 50) 80 B und C+E, die streng genommen nicht mehr in den Berichtszeitraum des Buches gehören, doch bin ich davon überzeugt, dass sich auch frühere Belege aufspüren ließen. Auch die Schreibung ka-bu ist bezeugt in TH 28 A₁ (TCS 3, 56). Ich führe sie hier nur an, weil Attinger S. 198 zu 226 auf ka-ab für gáb hinweist. Der Wechsel von g und k ist so häufig, dass in dieser Besprechung auf eine Diskussion verzichtet wird.

Nr. 228 SA₆: Im Wort für die „Dattelpalme“ als ġešnimbar/ġešninbar ist der vor den fremden Baumnamen getretene bedeutungshinweisende Zusatz⁵ eine feste Verbindung eingegangen. Doch sind zwei Dialektformen, teilweise bedeutungsdifferenziert, erhalten, die zeigen, dass das Grundwort nimbar o.ä. gelautet hat. Es findet sich á-an ne-me-mar (neben á-an zú-lum) in Bab. 8 t IX 36 Rs. 4 und MVN 5, 289, 20' und ni-mi-mar OECT 5, 10 IV 13. Der Vokalismus entspricht nur in ne-me-mar den bereits beschriebenen Tendenzen.

Trotz der Angabe ne-eš-pé-ša (MSL 15, 55, 3:22) hält Rez. ġ/neš auch beim „Feigenbaum“ für einen bedeutungshinweisenden Zusatz.

Nr. 350 GIG: Der Lautwert kib₃ steht für den „Weizen“ (s. P. Attinger/M. Krebernik, FS Schretter, 38, 21 dort noch kib_x) und geht offensichtlich auf M. Powell, BSA 1, 49–50; 56–58 und M. Civil, Farmer's Instructions, 6 Anm. 1 zurück. Trotz der von Civil erwähnten Glosse ki-ib in einem unpublizierten Text aus Nippur und des akkadischen Wortes *kibtum* könnte es sich bei /kib/ um eine Emesal-Form handeln. Man denke etwa an nu-gig : mu-GIG^{ib} oder mu-gi₁₇-ib. Und auch akkadische Lehnwörter oder Wörter, bei denen ein gemeinsamer Ursprung des akkadischen und sumerischen Wortes angenommen werden kann, stehen oft den Emesal-Formen des Sumerischen näher als denen des Emegir. Weiter gibt es keinen Wert gib oder kib in den Syllabaren, s. MesZL 705. Der Nachweis eines Emegir-Wortes gig kann nur über eine syllabische Auflösung, die, soweit ich sehe, nicht zur Verfügung steht, oder eine Auslautschreibung -ga erbracht werden. Leider ist der Weizen ein seltener angebautes Getreide und Verbindungen wie „Weizenmehl“ zi-gig verharren in einer traditionellen Orthografie. Aber es findet sich der Name eines Feldes, das möglicherweise einfach das „Weizenfeld“ heißt und as. und zur Akkadzeit je einmal belegt ist: GÁN-gig-ga (DP 484 VI 2; STTI 102, 3'); nur ganz sicher ist die Deutung nicht.

5 Die Unterscheidung von bedeutungshinweisenden Zusätzen und Determinativen hat sich bisher nicht in der Sumerologie durchsetzen können. Im Gegensatz zu den Determinativen sind sie sprachliche Mittel zur groben Klassifizierung von Substantiven. Ein Beispiel ist das dingir vor a-nun-na, denn eine Verdopplung eines Determinativs zu dingir-dingir-a-nun-na(-ke₄-ne) erscheint wenig sinnvoll. Gerade die Übersetzungen der Sumerologen sind voll von solchen Zusätzen. Man denke nur an den mes-Baum, den anzu-Vogel und viele andere. Es wäre zu überlegen, ob diese sprachliche Möglichkeit nicht die Quelle für die Schaffung der Determinative im Sumerischen wurde.

Nr. 361 DIN: Es wird kein Lautwert für die korrekte Umschreibung des GN ^dga-ša-an-DIN-lu-ba (CT 36, 41, 3; 44 Rs. I 3) angeboten.

Nr. 362 PAD: Die Lesung niġdaba ist eine zulässige Umsetzung der Emesal-Form ág-da-ba ins Emegir (s. J. Krecher, SKly. 88), nur darf man bezweifeln, dass dies die Aussprache der aB Zeit war. Die einzige bezeugte Lesung ist nidba (oder nedba?). Sie ist unter Verlust des auslautenden ġ und des Basisvokals wie bei ki-ib-la < ki-bal-a aus ersterer leicht ableitbar. Die häufig benutzte Form nindaba stützt sich auf das Lehnwort im Akkadischen. Die Entwicklung des ġ > n kann z.B. beim Verb pa-ág // pa-an und bei ni₅-in-gi-ga // niġ-gig-ga, ni₅-in-kur // niġ-kúr (Å. Sjöberg, ZA 65, 194 Zeilen 159 und 160 R, Tell Harmal) nachgewiesen werden. Eine besonders aparte Form bietet mit [n]è²-za-ba CT 44, 12 Rs. 10' = CLAM 1, 57 b+115.

Nr. 365 DAR₃: tarah, obwohl aus Proto-Ea 846 (MSL 14, 62) stammend, scheint doch eher eine antiquierte Aussprache zu sein. Denn bereits in der Ur III-Zeit gibt es den Wechsel von má-dàra-abzu und má-dara₄-abzu im Jahresnamen ŠS 2. Für Belege s. nur BPOA 1, S. 35. Auch an beiden PSD 1/2, 109 s. v. á-tarah angeführten aB Stellen TuM NF 3, 5: 4 und CT 42, 32 no. 89: 14 (beim angegebenen Duplikat VS 10, 198: 10 ist das erste Zeichen vollständig und das zweite weitgehend abgebrochen) scheint mir eine Lesung als ^{da}dàra sinnvoller als die Verbesserung zu á¹(DA)-tarah.

Nr. 392 ME und S. 202 (ġe_x): Die Hymne auf Martu NFT 207 stammt aus Girsu und ist im Emesal-Dialekt verfasst, wie das Wort a-še-er (I 3. II 3) verrät. Es gibt also keinen Grund die Emesal-Form a-me in eine Emegir-Form a-ġe_x // a-ġe₆ zu verwandeln. Ferner muss es auch im Emegir eine Form mit m gegeben haben, da a-ma-ru „Sintflut“ – wie auch immer zu etymologisieren – nicht von a-ġe₆ getrennt werden sollte.

Ein Wert ġe_x wäre allerdings nötig zur korrekten Umschreibung von [ù-mu-ù]ġe-ġe_x-eš-bar-gal (VS 2, 3: 1370, 4). Lesung von J. Krecher, HSAO 105, dort auch zu ġe_x.

Nr. 393 TUR s. oben zu Nr. 019 NU.

Nr. 432 KI: Das mit verschiedenen Zeichenfolgen wiedergegebene Wort „Springseil“ wird noch in der Diri-Serie des 1. Jt. e-še-me-en (MSL 15, 172, 149) syllabisiert, doch schon im aB SRT 1 II 30 (s. D. Reisman, Two Neo-Sumerian Royal Hymns, Univ. of Penn., Ph. D. 1969, S. 152 Z. 64) steht dafür e-šen. Das wirft die Frage auf, ob in aB Zeit „Langformen“ wie sumun₂ (aBZL 343), sumur (Nr. 331) oder šumun (Nr. 025) noch berechtigt sind. Niemand kann derzeit sagen, wie lange der Ausfall des m bei en zurückliegt.

Es fehlt KI.ŠEŠ.GAG = kissa (CLAM 1, 349, 15). Die späte Parallele R (UET 6/2, 205, 26, s. dazu auch J. Krecher, WO 4, 266) löst zu ki-is-sa-a auf, aB und ns. sind ki-sá und ki-sá-a bezeugt, s. E. Bergmann/Å. Sjöberg, TCS 3, 134(450), aB auch ki-sa-a (CLAM 1, 285 c+218 U = 360 a+234 O).

Nr. 459 GEME₂: An dem auslautenden e sind in aB und älterer Zeit Zweifel erlaubt. MSL 14, 525, 86 gibt ge/i-e/im als Lesung an, dazu passt gi₄-in, alt gan (Emesal).

Nr. 470 A: Mit dem unter A gebuchten Wert a wird, wie man der Bearbeitung der Hendursaga-Hymne durch P. Attinger, FS Schretter (AOAT 325), 2005, 74 oder seiner Bearbeitung der Nungal-Hymne, FS Wilcke, 2003, 19 Z. 81 entnehmen kann, auch das Wort „Wasser“ umschrieben.

Nun beginnt aber die Verdünnung von a > e in begünstigender Umgebung bereits in vorsargonischer Zeit, s. lú ... šeg₁₂ dím-me-me (DP 122 III 4–5).

Bei der noch offenen Frage, ob Nimin/Sirara sich als Berg aus dem Wasser oder aus den Häusern erhebt (kur a-ta bzw. é-ta il-la, Belege s. PSD 1/2, 1–2), fiele die Entscheidung zugunsten des Wassers, wenn, wie D. O. Edzard, RIME 3/1, 52 angibt, die

Statue I Gudeas in III 2 tatsächlich á-ta notiert. Bei Gudea, Stat. B IX 22 steht še-gar für sonstiges šà-gar.

In der Ur III-Zeit findet man nicht nur die Ausnahmeschreibungen e-dam-dun^{ki} (TCTI 1, 668, 29; 2, 3795, 17) oder za-ab-še-li^{ki} (TCTI 2, 4195, 29; 4214, 8) für a-dam-dun^{ki} und za-ab-ša-li^{ki}, sondern es gibt auch Hinweise, dass das Wort „Wasser“ die Lautung /e/ angenommen hatte. Aufschluss geben z. B. die Abweichungen von der normalen Darstellung der Wendung für das Bewässern der Felder a-šà-ge a du₁₁-ga als a-šà e du₁₁-ga (UTI 5, 3090, 2) und a-šà-ge du₁₁-ga (BPOA 1, 403, 10), die sich ohne Emendation auf ein gesprochenes *ašag e duga zurückführen lassen.

Das hat zwei Konsequenzen: a) Man kann auf Lautwerte mit Endkonsonanten nicht gänzlich verzichten (hier a-šag₄) und b) Der Ansatz eines sumerischen Alif ist höchst fraglich (jedenfalls in der von J. Krecher, GS Kutscher, 107–118, bes. 112 angenommenen Universalität), denn dieser Konsonant hätte die Ausdrängung eines e-Vokals verhindern müssen. Diese Beobachtung wird durch zwei Belege schon für die as. Zeit bestätigt.

Weiter kann auf den Wechsel von a-zi-DU (MVN 14, 312, 2) und e-zi-DU (MVN 14, 215, 2; SAT 3, 1183, 2; SATBM S. 237; YOS 4, 209 I 12.17 u. o.), das möglicherweise von e-g „Kanal“ abzuleiten ist, oder von GAG-a-TAR (Belege PSD 1/1, 98 s. v. a ku₅) und GAG-é-TAR (SAT 1, 300, 3) hingewiesen werden.

Die Lautung von A als a scheint zur Ur III-Zeit so fragwürdig geworden zu sein, dass man, wollte man die Aussprache eindeutig sichern, zum Zeichen Á griff. Bei a-si-lu (Rochester 162, 25–26) und á-a-si-lu (SAT 3, 1741, 11) handelt es sich um dieselbe Person. So ist vielleicht auch der (seltene) Gebrauch von á in lú-nì-dab₅-ba-á-ke₄-ne (TCTI 1, 787, 3), má-túg-gada-á gá-gá-dè (TCTI 2, 3440, 5) und má-á gar-ra (TCTI 2, 3634, 3) zu erklären.

Für die Wiedergabe des Wortes „Wasser“ durch e in aB Zeit gibt es viele Belege, hier sei nur an ZA 92, 30 III 19. 21–24; 32 III 25–IV 2; 34 IV 23 oder an i nu-zu-mu e-bi (VS 2, 94, 56) und i e-zu (VS 2, 38, 6) erinnert. a „Wasser“ in aB Zeit ist ein Anachronismus.

Die Autoren haben durch klare Kopien, übersichtliche Gestaltung und zahlreiche Indizes mit ihrer Zeichenliste ein leicht zu benutzendes, praktisches Hilfsmittel und darüber hinaus noch eine anregende Lektüre geschaffen.

Josef Bauer

AUGUSTA McMAHON, mit Beiträgen von McGuire Gibson, Robert D. Biggs, David Reese, Pamela Vandiver und K. Aslihan Yener: *Nippur V: The Early Dynastic to Akkadian Transition. The Area WF Sounding at Nippur*. The University of Chicago Oriental Institute Publications, Volume 129. Chicago, IL: The Oriental Institute of the University of Chicago 2006. XXXIII, 173 S., 193 Tafeln. 30,5 × 23,5 cm. Fadenheftung, fester Umschlag. US\$ 95.

Dieser Band stellt die Endpublikation der Sondage WF in Nippur, die während der 18. und der 19. Kampagne (1988/9 und 1990) in Nippur, Südiraq, durchgeführt wurde, dar; gleichzeitig ist es die Dissertation der Autorin. Der Titel nennt den Schwerpunkt des damaligen Forschungsinteresses, darüber hinaus sind aber auch die Befunde des 2. und 1. Jt. v. Chr. in dem Band veröffentlicht. Einige Ergebnisse zur Thematik des 3. Jt.

wurden vorab in einem Artikel in der Zeitschrift *Iraq*,¹ der zu einer regen Diskussion führte, veröffentlicht.²

Der Band wird eingeleitet von einem sehr interessanten und wichtigen Vorwort zur Archäologie der Akkadzeit von McG. Gibson, der als Herausgeber der Unterreihe von OIP, „Excavations in Nippur“, fungiert (S. XIX–XXII). Hier wird der Bogen vom Beginn seiner Arbeit 1972 in Nippur über die begrenzten Unternehmungen in Umm al-Jir und Umm al-Hafriyat bis zu den Rettungsgrabungen im Hamrin-Gebiet geschlagen. Ausgangspunkt waren die Erkenntnisse, dass die Gliederung des Diyalagebiets korrekturebedürftig sei und nicht ohne weiteres auf den mittel- und südbabylonischen Raum übertragen werden könne. Gibson datierte in der Folge einiges um, dies sei jedoch nicht im nötigen Umfang rezipiert worden (S. 59 Anm. 82). Damit verglichen sei die Diskussion um die Unterschiede zwischen Diyalagebiet und Babylonien für die Urukzeit weiter fortgeschritten.

A. McMahons eigene Einführung (S. 1–11) vertieft den Aspekt der Definition akkadzeitlicher Schichten in Babylonien sowie im Diyalagebiet und führt in die Grabung WF selbst ein. McMahon hatte Einblick in verschiedene unpublizierte Materialien und in Originale in der Studiensammlung in Chicago, Umstände, die ihr zweifellos zugute gekommen sind bei der vorliegenden Publikation.³ Die Grabung WF liegt auf der Südwest-Seite des Nippur mittig durchziehenden Kanals (heute Schatt an-Nil genannt) direkt nördlich der sehr kleinen Sondage WA 50c, die nach der Sitte der Grabungen vor 1972 nicht genordet war. WA 50c und WF haben aber in einigen Schichten durchgehende Befunde erbracht (Abb. 4–7), auf Grund deren WA 50c nicht mehr, wie damals angenommen, bis in die frühdynastische Zeit, sondern nur bis in die späte Akkadzeit hinunterreicht. Nordwestlich davon liegt Areal WA, das möglicherweise einen Gula-tempel zeigt und dessen Ausgrabungen sich ebenfalls im Stadium der Publikationsvorbereitung befinden (S. 147 Anm. 160); die dort geplanten großflächigen Grabungen konnten wegen der politischen Situation nach 1990 nicht mehr unternommen werden. Bereits aus WC-3 bekannt war die Tatsache, dass plankonvexe Ziegel in Nippur bis in die Ur III-Zeit verwendet wurden (S. 9).

Im 1. Kapitel (S. 13–35) werden die Befunde beginnend mit der ältesten Schicht deskriptiv vorgelegt und auch gleich so genau wie möglich datiert. Im 2. Kapitel (S. 37–58) werden die Bestattungen vorgestellt, die trotz der kleinen Schnittfläche in größerer Zahl

-
- 1 McGuire Gibson/Augusta Mac Mahon, *Investigation of the Early Dynastic-Akkadian Transition: Report of the 18th and 19th Seasons of Excavation in Area WF, Nippur, Iraq 57* (1995), 1–39.
 - 2 Donald M. Matthews, *The Early Dynastic-Akkadian Transition Part I: When did the Akkadian Period begin?*, *Iraq 59* (1997), 1–7; McGuire Gibson/Augusta McMahon, *The Early Dynastic-Akkadian Transition Part II: The authors' response*, *Iraq 59* (1997), 9–14; Michael Roaf, *Doubt about the two-lobed burial and the survival of Early Dynastic to Akkadian Transitional Levels in Area WF at Nippur*, *Iraq 63* (2001), 55–66. Matthews geht methodisch von der Datierung durch die Glyptik aus, mit deren Hilfe die Keramik „kalibriert“ werden müsse. Gibson/McMahon betonen dagegen die Wichtigkeit der keramischen Abfolge, die wegen ihrer großen Materialmengen auch beim Fehlen von Glyptik wichtig bleibe. Der Wegfall von „ED IIIb“ und „Protoimperial“ bezieht sich auf das im Diyala-Gebiet präsentierte Material und impliziert keine Negierung einer in Keramik und Glyptik in Babylonien fassbaren materiellen Kultur. Gerade dies wird aber durch die in Gibson/McMahon 1995 gegebene Tabelle suggeriert.
 - 3 Aber gerade dieses Expertenwissen, das für andere nicht nachprüfbar ist, wird von Matthews 1997, 2, kritisiert.

und, im Falle der mehrphasigen Bestattung 14 (zu den von einer Hoffläche ausgehenden Phasen s. Abb. 9), sogar in spektakulärer Weise vorkommen; auch eine Equidenbestattung ist in diesem Zusammenhang zu erwähnen. Eine Auseinandersetzung mit der weitgehenden Kritik am Verständnis dieser Grabanlage 14 durch Roaf 2001 findet hier bedauerlicher Weise praktisch nicht statt (ein Hinweis wird auf S. 47 gegeben). Die Untersuchung der Knochen war für 1991 geplant, konnte aber nicht mehr durchgeführt werden. Diese sind zusammen mit der Keramiktypensammlung bei einer Plünderung des Grabungshauses nach 1991 zerstört worden (das gilt wohl auch für die Tierknochen und Mollusken, s. die Listen S. 161ff.).

Das 3. Kapitel (S. 59–118) ist der Keramik gewidmet. Alle Typen werden grobstatisch ausgewertet, mit Parallelen versehen und einzeln diskutiert. Für jede Schicht wird angegeben, wie viele Typen neu vorkommen. Auf diese Weise kommt der Hauptteil des Gerüsts zusammen, das den Überblick über Kontinuitäten und Brüche in der Abfolge des 3. Jt. geben soll. Es werden 25 offene (O) und, einschließlich der Unternummern, 32 geschlossene (C) Gefäßtypen unterschieden. Die Typennumerierung folgt im Wesentlichen dem jeweiligen ersten Auftreten in der Grabung (S. 90f. Tabellen 9f.). Häufigkeiten und prozentuale Anteile der einzelnen Typen werden detailliert vorgestellt (S. 94ff. Tabellen 13–17). Zu den Typen O-1 und O-10 sind auch die auf Taf. 123–125 extra abgebildeten *foundation deposit bowls* zu rechnen, die auf S. 13 Anm. 11 erläutert werden. Dabei handelt es sich um eine nicht zuletzt für Nippur typische Sitte, die auch im 2. und 1. Jt. v. Chr. zu beobachten ist. Von besonderem Wert für die Keramikuntersuchung war die Tatsache, dass gut erhaltene Grabkeramik aus geschlossenen Befunden der meist zerscherbten Siedlungskeramik gegenübergestellt werden kann; sie ist aber wieder im Rahmen der von Roaf 2001 geäußerten Kritik an der Interpretation der Abfolge zu sehen.

Das 4. Kapitel (S. 119–144) beschreibt die Kleinfunde, unter denen die glyptischen Funde hervorstechen, so die beiden Siegel von Lugal-DÚR, Grab 14, Skelett Nr. 1 (Kampfszene und Adorationsszene)⁴.

Eine Auswertung in Kapitel 5 (S. 145–147) beschließt den Band. Die Verbindung zwischen materiellen Funden und Ereignisgeschichte wird hier in weitestgehender Weise untersucht, und für den speziellen Befund in Nippur kann man wohl nicht weiterkommen als hier. Die Abfolge geht McMahon zufolge lückenlos von der Frühdynastisch III-bis in die Ur III-Zeit. Einige Schichten können Übergangszeiten vertreten. Generell ist McMahon der Ansicht, dass sich politische Veränderungen eher in den Keramiktypen als in der Architektur niederschlagen. Es ist unbestritten, dass die Abfolge in WF für das Babylonien der zweiten Hälfte des 3. Jt. v. Chr. von zentraler Bedeutung ist; die Publikation steht dieser Bedeutung in nichts nach. Die Tabelle in Gibson/MacMahon 1995, 14, zu der Roaf 2001, 63ff. Tabellen 1 und 2, neue Vorschläge vorlegte, wird in Nippur V bedauerlicherweise nicht wiederholt. Die Diskussion wird weitergehen; was Nippur betrifft, zweifellos auf einer soliden Grundlage, so dass nun vor allem die von Chicago aus zu verantwortenden Vorlagen von Umm el-Jir und Umm el-Hafriyat noch neue Aspekte bringen könnten.

Anhang 1 (S. 149–159) behandelt zwei akkadzeitliche Glasperlen, frühe und sehr gut erhaltene Glasfunde, einschließlich eines Überblicks über die Forschungslage von

4 Vgl. bereits Eva Andrea Braun-Holzinger, Die Ikonographie des Mondgottes in der Glyptik des III. Jahrtausends v. Chr., ZA 83 (1993), 119–135; Claudia Fischer, Twilight of the Sun-god, Iraq 64 (2002), 125–134.

Glasfunden in Vorderasien; Anhang 2 (S. 161–163) stellt in Listenform Tierknochen und Mollusken vor. In Anhang 3 stellt R. D. Biggs die wenigen Inschriften (ohne die Siegellegenden) vor, die aber wichtige Eckpunkte der Datierung im Schichtengefüge darstellen können, und sei es nur als *terminus post quem*. Drei Personennamen sind bereits aus anderen Texten der Akkadzeit aus Nippur bekannt. So sind die Schichten XIA und B wegen dieser Tafeln und wegen des Bruchstücks eines Ziegelstempels von Naramsin wohl in dessen bzw. in die Zeit seines Sohnes Šarkališarri zu datieren. Die in XVIIIB gefundene Tafel dürfte ED IIIa zu datieren sein.

Das Erscheinungsbild des Bandes zeigt die gediegene Ausstattung der OIP-Bände. Die Tafeln sind teilweise auf Kunstdruckpapier gedruckt, wodurch eine höhere Bildqualität der Schwarzweißabbildungen erreicht wird.⁵ Fast zwei Drittel der Tafeln sind in einem gegenüberliegenden Katalog detailliert aufgeschlüsselt. Ausführliche Legenden ermöglichen einen Einstieg in den Band von den Tafeln her; das ist insbesondere bei der detaillierten Vorstellung der Keramiktypen von Bedeutung. Extra zusammengestellt sind auch die Bestattungsbefunde. Unter ihnen sticht hervor die Anlage 14, zu der mehrere Skelette mit teilweise reichen Beigaben gehören (s.o.).

Der Autorin und dem Nippur-Team ist zu danken für diese Materialvorlage, mit der die hohe wissenschaftliche Qualität der bisher erschienenen Nippur-Bände fortgesetzt wird.

Felix Blocher

RENÉ PREYS (Hg.), 7. *Ägyptologische Tempeltagung. Structuring Religion* (Staat und Gesellschaft früher Hochkulturen 3,2), Harrassowitz Verlag; Wiesbaden 2009, VIII + 298 S., ISBN 978-3-447-05819-3; € 78,00

Im vorliegenden Sammelband sind die Akten der 7. Ägyptologischen Tempeltagung publiziert, die 2005 in Löwen auf Initiative von *Harco Willems* stattfand. In seinem kurzen Vorwort erläutert Willems die Zielrichtung der Tagung, die ursprünglich ganz den technisch-planerischen Aspekten des Tempelbaues gewidmet sein sollte. Auf der Tagung selbst wurden jedoch auch konzeptuelle Grundlagen von Entwurf und Funktion des Tempels thematisiert, so dass sich das Spektrum der Artikel gegenüber der geplanten Ausrichtung erweiterte. So oder so muss der Leser darauf hingewiesen werden, dass es in den hier publizierten Beiträge nicht um eine Strukturanalyse in Anlehnung etwa an Saussure oder Lévi-Strauss geht. Die im Titel angesprochene ‚Struktur‘ ist unspezifisch im Sinne von ‚Gliederung‘ gemeint und weniger als Bezeichnung für eine die individuellen Erscheinungen regierende abstrakte Konstante. Möglicherweise hatten die Veranstalter der Tagung das Ziel, die verschiedenen bei der Gestaltung des Tempelbaues wirksam werdenden Komponenten im Sinne einer Strukturanalyse in einem Modell zu abstrahieren. Im vorliegenden Band wird jedoch darauf verzichtet, die Beiträge übergreifend zu synthetisieren. Entsprechend sind sie auch alphabetisch nach den Autorennamen angeordnet. Dennoch erscheint es sinnvoll, im Zuge der Besprechung die Beiträge zu Schwerpunkten zusammenzufassen. Diese Schwerpunkte setzen zumin-

⁵ Eine Abkehr von der Praxis etwa in OIP 98 (1990), wo Schwarzweißabbildungen auf Normalpapier wiedergegeben wurden und teilweise sehr kontrastarm ausfielen.

dest einige Dominanten, die im Sinne des übergreifenden Themas als gestaltende Kräfte bei der Ausformung von Tempelbauten gelten können.

Dem avisierten Schwerpunkt unmittelbar zuzuordnen ist eine Reihe von Beiträgen, die sich mit der Bautechnik und Bauweise von Tempeln beschäftigen. Der Beitrag von *David Depraetere* und *Mark Depauw*, „The Limestone Quarries in the Wādī Nakhla at Dayr al-Barshā. Qualitative Stone Material for Temple Building“ (47–61), steht gewissermaßen als Ausgangspunkt für den Bau von Sakralgebäuden ganz allgemein, aber auch für die im Umfeld des Dayr al-Barshā Projektes konzipierte Tagung. In der Umgebung von Dayr al-Barshā befinden sich große Kalksteinbrüche, die im Rahmen des in Löwen ansässigen Projektes umfassend dokumentiert werden. Der Beitrag gibt einen Überblick über die Arbeiten und setzt einen Schwerpunkt auf den Steinbruch aus der Zeit Nektanebos I. Das gewonnene Steinmaterial wurde u.a. in Hermopolis verbaut; es ist aber anzunehmen, dass auch andere Bauplätze des Tempelbauprogramms der 30. Dynastie davon profitierten. In ihrem Beitrag „The Ramesside Temple in the Asasif: Observations on its construction and function, based on results of the Austrian Excavations“ (17–45) geht *Julia Budka* auf das Bauprogramm Ramses IV. in Theben-West ein. Ausgehend von einer Evaluation bisheriger Untersuchungen zu Bauaktivitäten unter Ramses IV. und gestützt auf Material der österreichischen Grabungen in den 70er Jahren behandelt sie die ersten Etappen des Tempelbaues, von der Markierung des Bauplatzes über die Fundamentlegung und die Gründungsbeigaben. Da der Tempel Ramses IV. im Asasif nur in Fundamentresten erhalten ist, können hier diese frühen Bauphasen im Gegensatz zu anderen Großbauten aus dem Neuen Reich studiert werden. Eine interessante Beobachtung ist, dass durch die Blockade der Aufwege zu den Tempeln von Mentuhotep und Thutmosis III. durch das Projekt Ramses IV. der zum Tempel der Hatschepsut der einzige verbliebene Zugang zum Tal von Deir el-Bahari blieb. Dieser Umstand führte in der Spätzeit zu einer Konzentration von funerar konnotierten Sakralbauten in diesem Bereich und beeinflusste so entscheidend die Formierung der sakralen Topographie von Theben-West.

Welche Perfektion in der Bauplanung und Bauausführung die ägyptischen Architekten anstrebten, thematisiert *Pierre Zignani* in seinem Beitrag „Le temple d'Hathor à Dendera. L'architecture du temple: quand l'homme compose la perfection du divin“ (267–287). Ausgehend von der Feststellung, dass aus dem pharaonischen Ägypten keine architektonische Ästhetik in schriftlicher Form überliefert ist, wie sie etwa Vitruv für die römische Antike liefert, stellt Zignani am Beispielen des Tempels von Dendera dar, dass aus dem baulichen Befund heraus durchaus auf vergleichbare Konzepte zu schließen ist. Konkret führt er die strenge Maßhaltigkeit der Bauteile an, die eindeutig auf Vorstellungen von Harmonie bei der Gestaltung von Bauvolumen hindeutet. So ließ sich im Naosbereich eine Proportionsregel von 3 : 5 nachweisen, die bis auf Bruchteile der Fingerbreite beachtet wurde. Weiterhin geht Zignani auf die differenzierte Lichtregie im Bereich des Allerheiligsten und schließlich auf Fragen der Bauorganisation ein. Abschließend stellt er zu Recht heraus, dass dem intellektuellen Spiel der Dekoration und Theologie eine ebenso reflektierte Behandlung der Baumasse zur Seite zu stellen ist. Auch wenn keine entsprechenden Belege mathematisch-konstruktiver Traktate erhalten sind, belegt allein die Präzision der Bauten die Existenz vergleichbarer Diskurse. Ebenfalls mit dem Prozess von Entwurf und Ausführung am Beispiel der Säulenkapitelle beschäftigt sich *Ulrike Fauerbach*, „The Creation of an Egyptian Capital“ (95–111). Anhand zweier von ihr entdeckter Entwurfszeichnungen im Pylon von Edfu thematisiert sie, wie geometrische Körper entworfen und die Entwürfe auf das Baumaterial

übertragen wurden. Dabei kann sie die Arbeit mit verschiedenen Maßstäben plausibel machen. Neben Konstruktionszeichnungen wurden nach Fauerbach für die Herstellung plastischer Baukörper auch Bildhauermodelle herangezogen.

Damit, wie die Nutzungsgeschichte eines Sakralgebäudes unmittelbar auch die bauliche Entwicklung begleitet, beschäftigt sich schließlich *Jitse H.F. Dijkstra* in „Structuring Graffiti: The Case of the Temple of Isis at Aswan“ (77–93). Dass die Fertigstellung des eigentlichen Tempelgebäudes nur *eine* Episode in der Nutzungs- und Baugeschichte ist, wird anhand einer Untersuchung zu den Graffiti am Isis-Tempel in Aswan dargelegt. Dijkstra untersucht, wo im Tempel Graffiti angebracht wurden und kann anhand von Lage, Höhe und Inhalt der Graffiti insgesamt fünf Etappen der Nutzung und Nachnutzung an diesem Beispiel herausstellen. Bemerkenswert ist, dass durch die Untersuchung der Graffiti auch erschlossen werden kann, welche Bereiche des Tempelgebäudes jeweils zugänglich bzw. baulich intakt waren

Zwei Beiträge behandeln Fragen der Bauorganisation und Baufinanzierung und sind gewissermaßen parallel zu den Untersuchungen zur technischen Bauausführung zu lesen. In ihrem Beitrag „Builders’ Graffiti and Administrative Aspects of Pyramid and Temple Building in Ancient Egypt“ (1–16) untersucht *Petra Andrassy* sogenannte „Baugraffiti“ vom Alten bis zum Neuen Reich. Anhand der kurzen Aufschriften lassen sich Information zum Transport des Baumaterials, zur Organisation der Bautrupps und zur Arbeit einzelner Bauspezialisten erheben. Eine zentrale These ist, dass im Alten Reich das Personal der Institutionen hochrangiger Funktionäre in die Bauvorhaben der Residenz über ein System gegenseitiger Verbindlichkeiten involviert war. Mit einem ebenso ineinandergreifenden System beschäftigt sich *Christophe Thiers*, „Observation sur le financement des chantiers de construction des temples à l’époque ptolémaïque“ (231–244), der das Zusammenspiel von Staat, lokaler Priesterschaft und Privatpersonen bei der Realisierung von Tempelbauten in ptolemäischer Zeit untersucht. Thiers zeigt, dass der ptolemäische Staat gewisse politische Schwerpunkte bei der Förderung von Sakralbauten setzte, indem er z.B. besonders im nubischen Grenzland aktiv wurde. In Zeiten staatlicher Instabilität lässt sich entsprechend ein Abflauen der königlichen Aktivität beobachten. Weniger gut als das königliche Engagement, das sich wohl auf die sogenannten „Tempel erster Ordnung“ beschränkte, lässt sich der Anteil der lokalen Priesterschaft und herausragender Einzelpersonen einschätzen. Thiers nimmt aber eine nicht unerhebliche Bedeutung der lokalen Ebene und sogar eine Zunahme individuellen Engagements an.

Behandelten die bis hier genannten Beiträge den Tempelbau vor allem unter technisch-administrativer Fragestellung als ein singuläres Unternehmen, so widmen sich drei weitere Aufsätze Faktoren, die mit der weiträumigen Gestaltung von Sakralzentren in Zusammenhang stehen. Wie aus einem lokalen Kultort ein „Sakrotop“ mit überregionaler theologischer Einbindung wird, skizziert *Ludwig D. Morenz* „Hathor in Gebelein. Vom archaischen Höhlenheiligtum zur Konzeption des Sakralbezirkes als zweites Dendera unter Menthu-hotep (II.)“ (191–210). Das bereits in frühstaatlicher Zeit als lokales Zentrum über religiöse Institutionen verfügende Gebelein wurde unter Mentuhotep (II.) gezielt für Hathor ausgebaut. Dabei wurde einerseits die Verbindung zu überregionalen Hathor-Gottheiten, insbesondere nach Dendera, ausgearbeitet, andererseits wurden auch Bezüge zu lokalen Gottheiten (Anubis, Sobek) und deren transnationalen Pendanten entwickelt. *Heidi Jauhiainen*, „Religious Buildings at Deir el-Medina“ (151–161) untersucht anhand von archäologischen Befunden und Textbelegen die religiöse Landschaft von Deir el-Medina im Neuen Reich. Während der bauliche

Befund eine recht klare Hierarchie der Kulte anzuzeigen scheint, bei der Hathor und der ihr gewidmete Tempel an der Spitze steht, stellen die Texte der Arbeitersiedlung heraus, dass der Kult des vergöttlichten Amenophis I. zumindest für die lokale Population von größerer Bedeutung war. Dieses Spannungsverhältnis, in dem auch die Kulte des Amun, der Meretseger, des Ptah und der Ahmes-Nefertari zu verorten sind, wird anhand der verschiedenen Quellengruppen ausgelotet. Mit dem Programm der sakralen Inbesitznahme Nubiens beschäftigt sich schließlich *Martina Ullmann* „Überlegungen zur kultischen Strukturierung Nubiens im Neuen Reich“ (245–266). Während zu Beginn der 18. Dynastie die Revitalisierung von Kultplätzen im Mittelpunkt stand, die bereits im Mittleren Reich bestanden hatten, ist seit Hatschepsut/Thutmosis III. eine Neustrukturierung der „ritual landscape“ auszumachen. Das schlägt sich u.a. im Ausbau erster Felstempel nieder, eine Praxis, die unter Ramses II. ihren Höhepunkt erreicht. Werden anfänglich in Unternubien vor allem lokale Horus-Gottheiten und in Obernubien lokale Formen des Amun verehrt, so tritt ab Amenophis III. – einem Trend in ganz Ägypten folgend und also *nicht* als Charakteristikum Nubiens zu werten – der Kult des regierenden Königs im Verein mit den sogenannten Reichsgöttern in das Zentrum sakraler Affirmation.

Eine zweite größere Gruppe von Beiträgen beschäftigt sich mit konzeptuellen Phänomenen, die bei der Gestaltung von Sakralbauten wirksam werden. *András Gulyás*, „The Solar Hymn of Suty and Hor and the Temple of Luxor: a Comparison of God-Concepts“ (113–131) stellt die interessante Frage, in welchem Maße die zeitgenössischen theologischen Spekulationen den Tempelbaumeistern bekannt waren und wie sich ihre persönliche religiöse Reflektion im Tempelbau niederschlägt. Die Antwort wird bereits dadurch erschwert, dass die Bauleiter der Tempel kaum bekannt sind. Eine Ausnahme sind die Architekten Suty und Hor, die beim Bau des Luxor-Tempels unter Amenophis III. mitwirkten. Von beiden sind Stelen erhalten, deren Texte durch die Betonung des Motivs der „Alleinheit“ des Sonnengottes als Frühformen der Amarna-Theologie gelten. Gulyás versucht, Besonderheiten der Dekoration der südlichen Räume des Luxor-Tempels – insbesondere die isolierte Darstellung des Amun-Re ohne begleitende Gottheiten – und solare Bezüge in der Raumkonzeption mit diesem Konzept in Verbindung zu bringen. Der interessante Ansatz bleibt aber beim Versuch der Zusammenführung der beiden Quellengruppen relativ vage. Auf sichererem Terrain bewegt sich *Joachim Friedrich Quack* „Die Theologisierung der bürokratischen Norm. Zur Baubeschreibung in Edfu im Vergleich zum Buch vom Tempel“ (221–229). Quack kann zeigen, dass wesentliche Teile der Baubeschreibungen aus dem Edfu-Tempel auf Textvorlagen aus dem „Buch vom Tempel“ oder vergleichbaren Schriften zurückgehen. Während der Text im „Buch vom Tempel“ aber praktisch-systematisch ausgerichtet ist und Bezüge zu individuellen Gottheiten oder Gebäuden weitgehend vermeidet, sind die Inschriften in Edfu theologisch angereichert und auf die lokale Situation zugeschnitten. Das Beispiel macht deutlich, wie man sich die Praxis der Adaption von Konzepten an die spezifischen Erfordernisse eines Kultplatzes vorzustellen hat. Zugleich ist der Beitrag ein Teil von Quacks Programm, relevante Passagen dieses eminent wichtigen Textkorpus bereits vor der Endpublikation zugänglich zu machen (siehe S. 221, Anm. 3).

Seit den bahnbrechenden Arbeiten von Dieter Arnold, Philippe Derchain und Sylvie Cauville steht das Wechselverhältnis von Wanddekoration, Raumfunktion und theologischem Konzept im Zentrum des Interesses. *René Preys* „Orientation et Théologie. La Demeure d'Ihy versus la Demeure de la Purification dans le temple de Dendera“ (211–220) widmet sich anhand einer mit zwei Funktionsbezeichnungen als „Stätte des

lhy“ und „Stätte der Reinigung“ bezeichneten Kapelle im Tempel von Dendera dem Phänomen der Inbezugsetzung von Dekorationselementen über die Position im Raum. Im vorliegenden Fall spielen neben der Orientierung nach den Himmelsrichtungen und dem Nilverlauf auch die parallele oder chiasmatische Anordnung korrespondierender Dekorationspassagen (in Bild und Text) eine Rolle. Über dieses Spiel mit Bezügen, das sich im gesamten Tempel beobachten lässt, wird ein Netz theologischer Anspielungen aufgebaut. Etwas unklar bleibt der Bezug zum Ahnenkult, den Preys in der Funktion der besprochenen Kapelle sieht. *Rolf Gundlach* „Der Obelisk Thutmosis' I. in Karnak und seine Bedeutung für den Tempel des Amun-Re“ (133–149) beschäftigt sich mit der Konzeption des sakralen Raumes von Karnak unter Thutmosis I. Im Zusammenhang mit der Kulttopographie aus Amun-Tempel, Ptah-Tempel, „Schatzhaus“, Ritualpalast und weiteren Kultplätzen schreibt Gundlach dem Obelisken eine besondere Rolle zu, da er die solare Komponente des Amun theologisch manifestiert. Durch die nicht ganz übersichtlichen Pfeilpläne, auf denen mehrere Abkürzungen nicht erläutert werden, bleibt die Argumentation aber nicht in allen Einzelheiten nachvollziehbar. Dem terminologischen Vergleich von Palast und Tempel widmet sich der Beitrag von *Kirsten Konrad* „Palast und Tempel. Zur Terminologie altägyptischer Palast- und Tempelarchitektur“ (163–171). Konrad kann zeigen, dass die Palastarchitektur mit einer dem Tempelbau vergleichbaren Symbolik aufgeladen ist und nimmt an, dass Begriffe der sakralen Palastarchitektur erst sekundär auf den Tempelbau übertragen wurden.

Seit der Antike gilt als Charakteristikum der pharaonischen Sakralarchitektur, dass sie sich des Steins als Baumaterial bedient, während die Wohnbauten aus vergänglichen Materialien erbaut wurden. Mit den Gründen für dieses Phänomen beschäftigen sich *Thierry De Putter* und *Christina Karlshausen* „À Thèbes avec Gaston Bachelard : regards nouveaux sur une évident nécessité. La pierre dans le temple thébain du Nouvel Empire“ (63–76). Dabei greifen sie auf Überlegungen des Philosophen und Wissenschaftstheoretikers Gaston Bachelard zurück, der bei der Beschäftigung mit den Voraussetzungen der menschlichen Erkenntnis über die Materie ausführlich das konzeptuelle Verhältnis des Menschen zu den Stoffen seiner Umwelt auch in der Antike analysiert hat. De Putter und Karlshausen behandeln beispielhaft die besonderen Dauerhaftigkeit des Steines, sein in ägyptischen Texten thematisiertes „Leuchten“ und die ätiologischen Konzeptualisierung bestimmter Gesteinsvorkommen/Steinbrüche. Sie stellen zudem fest, dass die Beschriftung und die Materialität des Steines keineswegs identisch sein müssen, dass man also auch eine Ebene der „Intentionalität“ bei der Verwendung von Gesteinen ansetzen muss. Den Wechsel von Kalk- zu Sandstein als präferiertem Baumaterial im Neuen Reich erklären die Autoren nicht nur aus praktischen Gründen, sondern auch über die zunehmende Thematisierung der Dauerhaftigkeit von Sakralgebäuden. Davon abgesehen, dass die These, dass Stein eine „*absolue nécessité* dans le temple“ (75) sei, daran krankt, dass keineswegs alle Sakralbauten aus diesem Material bestehen, bleibt leider auch der interessante Bezug zum Denken Bachelards oberflächlich, entweder, weil zuviel an Vorkenntnis seines Werkes vorausgesetzt wird, oder, weil die Bezüge nicht explizit herausgearbeitet sind. Demgegenüber stellt *Erika Meyer-Dietrich* in ihrem Beitrag „Der Tempel als Körper. Das Verhältnis zwischen architektonischer und religiöser Praxis“ (173–189) die theoretischen Grundlagen ihres Modells erfreulich sorgfältig dar, dafür bleibt die Konkretisierung der Ansätze in manchen Fällen offen. In der Interpretation des Tempels als eines sakralen Körpers greift Meyer-Dietrich auf Thesen von Ragnhild B. Finnstad und Mark Johnson zurück, sowie auf eigene Untersuchungen zu Särgen des Mittleren Reiches. Kern der Argumentation ist es, dass man den Sakralbau nicht einfach

als ein Gebäude auffassen sollte, in dem eine Gottheit untergebracht ist, sondern dass der Tempel selbst Bestandteil der sakralen Entität ist. Bei der Darlegung dieses Ansatzes greift Meyer-Dietrich auf räumliche Konzepte („*image*-Schemata“) zurück, die über den Bezug zum (menschlichen) Körper geprägt sind. Mittels dieser *image*-Schemata wird die verbindende Einfassung von Gegensätzen, die Existenz von Übergangsbereichen, das Innen und das Außen sowie die Grenzmarkierung des so gebildeten sakralen Körpers bzw. Tempels thematisiert. Diese Konzepte sind nicht nur theoretischer Natur, sondern werden durch die architektonische Gestaltung des Gebäudes einerseits, durch rituelle Praxis andererseits umgesetzt. Der Ansatz, den Tempel selbst als sakrales Objekt zu erfassen, erinnert in manchem an die esoterischen Gedanken von René A. Schwaller de Lubicz, gleitet aber im Gegensatz dazu nicht ins Spekulative ab. Reizvoll ist er vor allem deshalb, weil er dabei hilft, sich in der Betrachtung der pharaonischen Religion von der Fixierung auf eine im Tempel „verborgene“ oder nur fallweise manifestierte Gottheit zu lösen und die meist als isolierte Entitäten gedachten ägyptischen Gottheiten als Phänomene zu sehen, die nicht unabhängig von ihren Manifestationen verstanden werden können.

Der Band liegt in gediegener Ausstattung und gutem Druck vor. Die schwarz-weiß-Abbildungen sind einem Tagungsband angemessen, die Strichzeichnungen hingegen recht pixelig, so dass Details oft schwer zu erkennen sind. Kleinere Druckfehler treten auf, bleiben aber selten. Ein zehnsseitiger Index verschlagwortet die geographischen Begriffe einschließlich der jeweiligen Sakralgebäude, Gottheiten, Könige und Königinnen, Privatpersonen, Textstellen, themenspezifische Schlagwörter und die ägyptischen Wörter, ebenfalls nach Sachgruppen geordnet. Allerdings ist dieser Index offenbar nicht ganz vollständig: z.B. verweist Stichwort „Triade“ auf nur eine Stelle in Ullmanns Artikel auf S. 264, wo die „um ein Kultbild des Königs erweiterte sog. Reichstriade der Rammesidenzeit“ erwähnt wird, nicht aber auf die inhaltlich wichtige Stelle im selben Artikel S. 252, wo auf die Existenz solcher Gruppen bereits unter Hatschepsut/Thutmosis III. hingewiesen wird (ohne Erwähnung des Begriffs „Triade“) oder auf die interessante Erwägungen einer Triadenbildung bereits im Mittleren Reich im Tempel von Gebelein durch Morenz auf S. 203 (dort mit dem Begriff „Triade“). Auch bei den ägyptischen Worten zeigt eine Stichprobe Lücken, z.B. taucht das Toponym *iw-mjtrw* (S. 203) im ägyptischen Index nicht auf (wohl aber in der lateinischen Umschrift *Iu-miteru*).

Insgesamt ist dem Band zu bescheinigen, dass er eine interessante Diskussion verschiedener Aspekte enthält, die bei der Gestaltung ägyptischer Sakralbauten eine Rolle spielen. Die Beiträge bieten aufgrund der relativ zügigen Publikation z.T. aktuelle Einblicke in laufende Forschungsvorhaben bzw. können als zusammenfassende Auszüge aus größeren Publikationen der schnellen Orientierung dienen (etwa die Aufsätze von Depaetere/Depauw, Ullmann, Morenz, Dijkstra und Quack). Hervorzuheben sind die originären Untersuchungen zum Baugeschehen selbst, das bisher bei den Tempeltagungen kaum eine Rolle spielte (Budka, Fauerbach, Zignani). Besonders anregend erscheint dem Rezensenten das Zusammentreffen unterschiedlicher Forschungsansätze, die bei der Beantwortung vergleichbarer Fragen helfen. Man denke etwa an die Untersuchungen zu theologischen Feinheiten des Text- und Bildprogramms von Preys, Gylás oder Quack und die Beobachtungen zur ebenso elaborierten architektonischen Ästhetik durch Zignani. Auch die Reflektion des unterschiedlichen Datenbestandes der archäologischen Befunde einerseits, der Text- und Bildquellen andererseits etwa durch Dijkstra, Gylás und Jauhiainen ist überaus instruktiv. Kritisch anzumerken bleibt, dass auch in diesem Band der Reihe von Akten der Tempeltagungen fast ausschließlich

Monumentaltempel als Beispiele für Kultgebäude herangezogen werden. Das schränkt die Allgemeingültigkeit der Ergebnisse, insbesondere unter dem vollmundigen Titel „Structuring Religion“, doch erheblich ein. Wenn der Anspruch „(to) show that the various sides of how building a temple structures religion“ (VII) nicht ganz eingelöst wird, so wird das vor allem an Unschärfen der Begrifflichkeit liegen: Tempel, Struktur, Religion – aber an diesen Unschärfen hat sich die Ägyptologie insgesamt noch etwas abzarbeiten.

Martin Fitzenreiter

RAINER M. CZICHON / PETER WERNER: *Tall Munbâqa – Ekalte IV. Die bronzezeitliche Keramik*. Wissenschaftliche Veröffentlichungen der Deutschen Orient-Gesellschaft 118. Wiesbaden: Harrassowitz-Verlag 2008. XVIII, 362 S., 332 Taf. davon 2 Farbtaf., € 98,-

Der 118. Band der Wissenschaftlichen Veröffentlichungen der Deutschen Orient-Gesellschaft (WVDOG) ist zugleich Band IV der von Dittmar Machule herausgegebenen Reihe *Ausgrabungen in Tall Munbâqa – Ekalte*. Ekalte ist eine bronzezeitliche Stadtruine am Mittellauf des Euphrat in Syrien, am östlichen Rand des heutigen Assad-Stausees gelegen, welche mit Unterbrechungen zwischen 1970 und 2006 im Namen der Deutschen Orient-Gesellschaft, und mit Unterstützung durch Programme der Stiftung Volkswagenwerk und der Deutschen Forschungsgemeinschaft untersucht wurde. Dort lässt sich, ausgehend von einer kleinen früh- und mittelbronzezeitlichen Siedlung auf einer natürlichen, überschwemmungssicheren Kiesbank, die Ausdehnung und Entwicklung der Stadt auf zuletzt knapp 20 Hektar in der Spätbronzezeit nachvollziehen. Die flächig angelegten Langzeitgrabungen erlauben inzwischen umfassende Einblicke in die Struktur der Stadt mit Stadtmauer und Toren, Tempeln und Wohnquartieren, sowie deren Zyklen von Planung, Errichtung, Umbauten und Nachnutzungen. Tall Munbâqa zählt heute zu den am umfassendsten untersuchten bronzezeitlichen Stadtruinen nicht nur am mittleren Euphrat, sondern in Syrien insgesamt. Regelmäßige Arbeitsberichte in den *Mitteilungen der Deutschen Orient-Gesellschaft* haben die wissenschaftliche Gemeinschaft über diese Arbeiten informiert. Dennoch liegt noch keine abschließende Auswertung vor. Städtische Siedlungsstratigraphien, wie diejenige von Tall Munbâqa, sind hochgradig komplex; dies führt oftmals dazu, dass ihre sorgfältige Auswertung zeitintensiv ist und diese, obwohl eigentliche Grundlage für weiterführende Analysen, oftmals erst deutlich nach den Untersuchungen des beweglichen Fundmaterials vorgelegt wird. Dies ist auch im Fall von Tall Munbâqa so, dessen Publikationsreihe mit Monographien zu den Kleinfunden (WVDOG 97, R. M. Czichon / P. Werner, 1998), den Texten (WVDOG 102, W. Mayer, 2001) und der Glyptik (WVDOG 108, P. Werner, 2004) begann. Der nun anzukündigende Band IV ist der bronzezeitlichen Keramik aus den Ausgrabungen der Jahre 1970ff., insbesondere 1983–1994 gewidmet, welche zunächst unter der Leitung von Ernst Heinrich, später Dittmar Machule stattfanden; das Material aus den Kampagnen 1973, 1974 und 1978, als die Grabungsleitung bei W. Orthmann lag, bleibt unberücksichtigt. Die Keramik aus den Grabungskampagnen 1999 und 2004–2006 soll gesondert vorgelegt werden (Machule, IX). Der Band umfasst jeweils in Einzelautorenschaft (diese Aufteilung spiegelt offensichtlich die weithin

übliche pragmatische Arbeitsteilung während der Aufarbeitung wieder) zunächst drei umfassende, nach Chronologiestufen untergliederte Kapitel zur Keramik der frühen (S. 5–98, Werner), mittleren (S. 99–139, Czichon) und späten Bronzezeit (S. 140–311, Werner); es folgen kürzere Kapitel zur Nuzi-Keramik (S. 312–313) und zur Sonderform der Keramikkästen (S. 314–318, beide Werner), sowie diachron geordnete Kapitel zu zoomorphen Gefäßen (S. 319–322) und zu Ritzverzierungen (S. 323–332) sowie -markierungen (S. 333–362, alle Czichon). Alle Kapitel bestehen aus einem einleitenden Teil, einer kurzen Diskussion von Vergleichsfunden und Datierung, und einem umfangreichen Katalog. Und das war es dann auch schon: es gibt keinerlei Versuch einer Auswertung oder Synthese, geschweige denn einer Bewertung der vorgelegten Assemblagen in Hinblick auf ihre historische Einordnung oder ihre kulturhistorische Relevanz – das Buch ist ein umfangreicher Katalog. Man darf gespannt sein, ob die auf S. IX angekündigte Vorlage der Stratigraphie und der Fundkontexte eine Synthese nachliefern wird. Die detaillierte Vorlage dieses umfangreichen Materials ist implizit Programm (Machule, S. IX) und per se auch schon ausgesprochen verdientvoll; dies reicht allein jedoch nicht aus, um den Ort in angemessener Weise in der wissenschaftlichen Landschaft der bronzezeitlichen Archäologie in Nordsyrien zu verankern – dazu unten mehr.

Hinweise für die Benutzung des Bandes und ein nach Autor und Jahreszahl sortiertes Verzeichnis der Literatur sowie ein Abkürzungsverzeichnis stehen am Anfang (Werner, S. X–XI); es folgen $3\frac{1}{2}$ Seiten zur Methodik der Keramikdokumentation (Werner, S. 1–4). Wie auf jeder anderen umfassenden Grabung in Syrien ist auch in Munbâqa der Fundanfall gewaltig. Um diesen zu bewältigen, sind inzwischen verschiedene Verfahren üblich, insbesondere eine Dokumentation des keramischen Fundmaterials anhand von Katalogen mit dem Spektrum der verwendeten Waren und Formen. Dieses pragmatische Vorgehen spiegelt folgerichtig die Tatsache wieder, dass es sich bei dieser Keramik um das Ergebnis einer auf Massenfertigung ausgerichteten, standardisierten handwerklichen Produktion handelt. In Munbâqa wurden anhand von Tonqualität und Zuschlagmaterialien 28 keramische Waren unterschieden. Die Ansprache der Formen folgt in (glücklicherweise modifizierter) Form einem in den frühen 1990er Jahren durch K. Karstens entwickelten System.¹ Anhand dieser beiden Klassifikationsverfahren konnte so das gesamte Material umfassend dokumentiert werden. Die Vorlage erfolgt dann auch, jeweils nach einer kurzen zusammenfassenden Diskussion, durchgehend in Form von Katalogen, in denen die Repräsentanten der einzelnen Formenklassen einzeln dargestellt sind, gefolgt von einer Liste von Fundstellen, an denen weitere Exemplare des jeweiligen Typs vorkommen; eine stichwortartige Beschreibung des Typs und, im Idealfall, ein Verweis auf Vergleichsfunde runden die Darstellung ab.

Die Keramik wurde, nach Schichten und Fundstellen getrennt, gesammelt, gewaschen und weiter bearbeitet. Dabei fällt auf, dass man, außer bei offensichtlichen Fällen, offenbar in der Regel nicht versucht hat, zusammengehörige Scherben zu finden und Gefäße zusammensetzen. Im Fall der Nuzikeramik (S. 323–313) ist die Schwäche eines solchen Verfahrens besonders evident: die hier aufgeführten acht Fragmente

1 K. Karstens, *Systematik der einfachen Gefäßformen*, MVA 16 (München 1994); dieses Werk aus der Frühzeit der EDV-Anwendung in der Archäologie zeichnet sich durch einen unflexiblen Formalismus in der Klassifikation von Gefäßformen aus, der den Realitäten einer handwerklichen Produktion sicher nicht angemessen ist; insofern ist zu begrüßen, dass die Bearbeiter der Keramik von Munbâqa Begriffe wie den «geschlossenen Teller» eliminiert haben.

stammen in der Tat von lediglich zwei Gefäßen; sieben zusammengehörige Scherben eines Topfs werden hier separat aufgelistet. Während bei einer so auffälligen Gruppe eine Zuordnung zu einem einzigen Gefäß noch möglich ist, scheint man dies bei den am Mittleren Euphrat üblichen sandgemagerten Standardwaren gar nicht erst versucht zu haben. Somit fehlt jegliche Grundlage für eine weiterführende statistische Auswertung, die es erlauben würde, Massenfertigung und selten hergestellte Formen zu unterscheiden. Dies war offenbar auch gar nicht angestrebt: weder erfährt der Leser etwas über die Gesamtfundmenge an Keramik, noch über die Anteile der einzelnen Waren- und Formenklassen in diachroner Abfolge. Das massenhafte Auftreten bestimmter Typen lässt sich zwar anhand der Fundstellenlisten erahnen; es zu belegen, wäre jedoch Aufgabe der Keramik-Bearbeitung gewesen.

Die chronologische Einordnung des Materials basiert zunächst auf der Schichtzuweisung der einzelnen Fundstellen; offenbar erlauben die Schichten und Bauphasen eindeutige Untergliederungen. Das durch sukzessive Bautätigkeit entstehende Problem von Altstücken in jüngeren Befunden ist den Ausgräbern bewusst. Kriterien, diese zu erkennen, werden allerdings nicht im einzelnen ausgeführt; sie werden offenbar auf typologischer Grundlage den einzelnen Perioden zugewiesen.²

Für die Frühbronzezeit sind zwei Bauschichten im Bereich der Kuppe, dem ältesten Siedlungsgebiet von Munbāqa, sowie einige Gräber dokumentiert. Die Bauschichten werden der FB III-, bzw. FB IV-Zeit zugewiesen; ein historischer Anschluss der jüngeren FB-Schicht erfolgt über die Nennung des akkadischen Herrschernamens Šarkališarri auf einem Bronzegefäß in Hortfund 1, sowie anhand der glyptischen Funde. Dieses Verfahren erscheint auf den ersten Blick methodisch sauber, birgt aber eine ganze Reihe von Gefahren. Erstens bleibt völlig unberücksichtigt, dass die Entwicklung jeder Fundgattung einem eigenen Rhythmus folgt; die Entwicklung der Glyptik muss keinesfalls im Gleichschritt mit Änderungen im Formenrepertoire der Standardkeramik einhergehen. Sind nicht nur die Zeiten für die Anfertigung glyptischer und keramischer Erzeugnisse nicht deckungsgleich, so kommt erschwerend noch hinzu, dass dies noch weniger für ihre Verwendung gilt. Ein zweites Problem besteht in der Übertragung von historischen Daten aus fremden Regionen. Es gibt zwar zahlreiche Schriftzeugnisse, welche die Bedeutung der akkadischen Herrscher für Nordsyrien belegen; im Fall der gestempelten Ziegel des sog. Naramsin-Palastes von Tell Brak lässt sich hiermit eine konkrete Bautätigkeit verbinden. Bei Siegeln, Gewichten oder Gefäßen haben wir jedoch keine Hinweise auf die Benutzungsdauer dieser sicher als wertvoll geschätzten Objekte. So entstehen zwangsläufig Unschärfen in der Übertragung historischer Datierungen auf Assemblagen materieller Kultur.

2 Das Problem des Erkennens von Altmaterial in archäologischen Befunden ist längst nicht so trivial, wie dies auf den ersten Blick scheinen mag. Typologische Gründe mögen für eine Aussonderung von Material aus deutlich zu unterscheidenden älteren chronologischen Stufen ausreichend sein; bei nur durch wenig Zeitdifferenz zu unterscheidenden Assemblagen ist eine typologische Zuweisung schon keine ausreichende Grundlage mehr. So ist in einigen Fundorten des Mittleren Euphrat insbesondere das Vorkommen von Glockentöpfen vermerkt worden, die eigentlich ein Leitfossil der Urukzeit sind, dort jedoch offenbar auch in Fundorten der FB I-Zeit weiter vorkommen. Die typologische Zuweisung der Glockentöpfe zur Urukzeit verdeckt dieses Phänomen, vgl. dazu R.H. Dornemann, FS Bounni, 85–100. Die Anteile von Altmaterial in gesicherten archäologischen Befunden können gewaltig sein. Im mittelbronzezeitlichen Arslantepe erreichen sie tatsächlich über 80%, vgl. G.M. di Nocera, Die Siedlung der Mittelbronzezeit von Arslantepe. Arslantepe 8 (Roma 1998).

Die Bearbeiter der bronzezeitlichen Keramik sind sich all dieser Probleme offenbar bewusst und versuchen, diese durch das Vermeiden von Festlegungen zu neutralisieren. So gehen sie keinesfalls über grobrastrige Stufenzuweisungen (FB III, FB IV) hinaus; ebenso wird das Ende der Frühbronzezeit nicht problematisiert. Im Baubefund scheint sich auf der Nordkuppe nahtlos die Mittelbronzezeit anzuschließen (S. 100), wobei teilweise wohl ältere Baustrukturen weiterverwendet wurden. Dies ist umso bemerkenswerter, als der Übergang von der Früh- zur Mittelbronzezeit in Nordsyrien vielfach durch Brüche, bis hin zur Auflassung ganzer Siedlungen, charakterisiert ist.

Die Spätbronzezeit schließlich bringt ein flächiges Anwachsen der zuvor auf die Kuppe beschränkten Siedlung; im Bereich der Kuppe werden immer noch ältere, frühbronzezeitliche Strukturen weiterverwendet. Die spätbronzezeitlichen Baubefunde erlauben die Unterscheidung von sechs Phasen, die zu zwei Hauptphasen zusammengefasst werden; wenig jüngere Befunde scheint es in rudimentärer Form nur an einer erhöhten Stelle im Grabungsbereich «Ibrahims Garten» zu geben. Auch für die Spätbronzezeit wird für die chronologische Zuweisung wiederum auf die Text- und Glyptikfunde verwiesen und, in diesem Fall sogar bewusst, auf umfassende Vergleiche zur Erarbeitung einer relativen Chronologie verzichtet.

Kurzum: dieses Buch ist nicht mehr als eine knapp kommentierte Ausgabe des Keramikatalogs von Munbāqa. Die Bearbeitung von Keramik ist angesichts der ungeheuren Fundmengen in bronzezeitlichen Fundorten in Syrien und Mesopotamien normalerweise ein langwieriges Geschäft – ein Kärrnerdienst; sorgfältig durchgeführt, birgt sie aber zugleich auch großartige Erkenntnismöglichkeiten. Eine umfassende Keramikanalyse erlaubt in der Regel die Definition von chronologisch relevanten Inventaren; Aussagen über den Herstellungsprozess und die Mechanismen des Vertriebs; das Erkennen von sozial oder funktional relevanten Assemblagen u.v.m. Auf all diese Möglichkeiten zu neuen Erkenntnissen verzichtet die Vorlage der Keramik aus Munbāqa jedoch, offenbar bewusst. Nach mehr als 30 Jahren Forschung ist dies ein ausgesprochen mageres Ergebnis.

Die Ausgrabungen in Tall Munbāqa waren von Anfang an als Grabungen zur Entwicklung von Stadtgeschichte und -planung konzipiert und standen unter der Leitung von Architekten, bzw. Bauhistorikern. Dies folgt einer alten Tradition der DOG, die in den Grabungen Robert Koldeweys und Walter Andraes in Babylon und Assur ihren Ausgang genommen hat. Diese haben nicht zuletzt durch die Entwicklung von adäquaten Grabungs- und Dokumentationstechniken die Forschung zum Alten Orient nachhaltig befördert. Die Ergebnisse solcher Arbeiten wurden detailgenau und umfangreich in der Reihe WVDOG vorgelegt. Immer ging es dabei jedoch auch um wissenschaftliche Fragen, jenseits der reinen Dokumentation von Fakten. WVDOG 118 zeichnet sich hingegen durch eine völlige Abstinenz vom Fragen aus – und kann deshalb auch keine Antworten bieten.

In der deutschen archäologischen Forschung galt bis in die 1980er Jahre die Sammlung von Fakten als durchaus ehrenwerte wissenschaftliche Tätigkeit. Dies führte zu vorbildlichen Katalogpublikationen, die dem Anspruch durchaus gerecht werden, als Monumente der – nach der Ausgrabung nur mehr virtuell bestehenden – archäologischen Hinterlassenschaften fortzubestehen. Solche Datenkataloge dienten Fachkollegen oftmals als Grundlage für umfassende Interpretationen und weiterführende Analysen. Ohne Zweifel wird es auch beim vorliegenden Band so sein.

Bedenklich stimmt allerdings, dass die wissenschaftliche Gemeinschaft diese Forschungen eigentlich gar nicht mehr wahrnimmt. Ohne Fragen können keine Antworten

gegeben werden – und Munbâqa bietet keine Antworten. Die Ruine ist deshalb im wissenschaftlichen Diskurs der letzten Jahre nicht mehr präsent. Workshops im Rahmen der ICAANE, 2004 zum Mittleren Euphrat im 3. Jt. v. Chr.,³ 2008 zum Übergang von FB zur MB in Nordsyrien⁴ nehmen Munbâqa nicht zur Kenntnis. Der rudimentäre Internet-Auftritt des Munbâqa-Projekts macht dies auch nicht besser.⁵

So verdientvoll die akribische Vorlage des Keramikatalogs auch ist: sie alleine reicht nicht aus, um die Bedeutung der Ruine auch nur ansatzweise erfassen zu können. Es steht zu hoffen, dass es den angekündigten folgenden Bänden der Endpublikation gelingen wird, eine Synthese – oder zumindest einen Zwischenstand jenseits der Datenpräsentation – zu liefern.

Barbara Helwing

BOB BECKING, *From David to Gedaliah. The Book of Kings as Story and History*, Orbis Biblicus et Orientalis 228, Fribourg: Academic Press / Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2007. 227 S., 56,90 €

Der Utrechter Alttestamentler und Assyriologe legt eine Sammlung von zehn Studien zu Texten des Buches der Könige vor, die in den Jahren 1987–2005 an verstreuter Stelle veröffentlicht wurden. Sie fügen sich von selbst zu einem Gesamtbild. Breit und zugleich detailgenau verfügt der Verfasser über das altorientalische Material, das er mit bedächtigem Urteil für die biblische Exegese und die Geschichte Israels heranzieht. Kennzeichnend ist, wie die Untersuchung von Einzeltexten für methodologische Erwägungen genutzt wird.

1. Der erste Beitrag: „Is the Book of Kings a Hellenistic Book?“, widerlegt am Beispiel des Königebuches die Kopenhagener These, das Alte Testament sei ein „Hellenistic Book“. Becking gesteht zwar zu, dass das Buch der Könige sich vor dem Hintergrund der hellenistischen Welt sinnvoll lesen lässt; ebenso gut könne man es jedoch auf andere Epochen beziehen: „Reading the Book of Kings against the background of the War of Eighty Years does supply meaning, so the text could have been written as a reflection on the conversion of the City of Amsterdam to protestantism“ (S. 9). Solange positive Kriterien wie etwa Bezüge auf griechisch-hellenistische Autoren nicht eindeutig auszumachen sind, ist es darum richtiger, den „bis auf diesen Tag“ reichenden Horizont der Geschichtsdarstellung wie bisher mit der Exilszeit enden zu lassen. Entscheidend sei, ob das Buch noch in die Zeit der jahwistischen Religion gehört, oder dem nachexilischen Judentum zuzuschreiben ist. „In my view ... the Book of Kings cannot be construed as Jewish. It is a document of Yahwism“ (S. 9). Dem kann man nur beipflichten. Damit ist jedoch nicht ausgeschlossen, dass es im Königebuch „jüdische“ Nachträge gibt, sofern

3 E. Peltenburg (Hg.), *Euphrates River Valley settlement*, Levant suppl. 5 (Chippenham 2007); kein einziger Beitrag in diesem Band zitiert auch nur die Vorberichte zu Munbâqa.

4 6. ICAANE, Rom 2008, workshop: „Looking north: The socioeconomic dynamics of the northern Mesopotamian and Anatolian regions during the late third and early second millennium BCE“, organisiert durch N. Laneri und St. Valentini.

5 http://www.tu-harburg.de/stadtplanung/html/ab/ab_105/ag_2/forschung/ekalte.html, zuletzt aufgesucht 20.12.2008.

die Forderung der ausschließlichen Verehrung Jahwes die *differentia specifica* zwischen „Yahwism“ and „Judaism“ bildet.

2. In der Studie „Elijah at Mount Horeb“ erklärt Becking die eigenartige Verdopplung der Klage Elias in 1 Kön 19,9b–10 und V. 13b–14 als „nachholende Erzählweise“, wie sie sich auch im Buch Jona beobachten lässt. Wenn der im Erzählablauf erste Dialog statt der „Stimme“ das „Wort Jahwes“ als Sprecher wählt, liege darin eine vorwegnehmende theologische Deutung der leisen, sanften Stimme, die jene Weise ist, wie Jahwe sich statt im Sturm, im Erdbeben oder im Feuer offenbart (V. 11–12). Becking deutet die berühmte Szene nicht als Polemik gegen die Theophanien des Wettergotts Ba‘al, sondern als Kontrast zu den Erscheinungsweisen Jahwes in Kap. 18. Das ist sehr erwägenswert.

3. Das Kapitel „No More Grapes from the Vineyard?“ nimmt die Erzählung von Naboths Weinberg zum Anlass für ein nachdrückliches Plädoyer zugunsten der historischen Kritik. „Without the work of the nineteenth century giants such as de Wette, Kuenen and Wellhausen, ... Biblical Studies would no longer have been a part of academia“ (S. 39). Das ist warnend gegen das „reader oriented reading“ gesagt, sofern es objektivierbare Kriterien leugnet. Auch die sogenannte „intertextuality“ zieht sich Kritik zu, wenn sie von der Literaturgeschichte absieht: „Intertextuality without any historical relief would lead to a flat text in which everything is contemporary with everything“ (S. 50). Allerdings unterstellt Becking den „giants“, sie seien der Regel gefolgt: „text minus ideology = history“ (S. 40). Dieser Vorwurf trifft nicht. Auch die „giants“ wussten, dass „texts do not equal the past“ (S. 45). Schon eher ist es berechtigt, die Albright-Schule und die ‚Minimalisten‘ aus Kopenhagen und Sheffield des Positivismus zu zeihen (S. 40).

4. Unter dem Titel „Did Jehu Write the Tel Dan Inscription?“ wird die These von J.W. Wesseliuss, NedTT 1999, die Tel-Dan-Stele sei die erste Königsinschrift aus dem alten Israel, mit guten Gründen zurückgewiesen.

5. Für das magische Ritual, das Elisa bei der Auferweckung des Sohnes der Frau von Sunem ausführt (2 Kön 4,31–37), stellt Becking vier erhellende babylonisch-assyrische Parallelen vor. Frühere Belege, die bereits S. Daiches, OLZ 1908, beigezogen hat, erweisen sich nur in einem Fall als treffend, lassen sich aber um drei weitere Texte vermehren. Ein magisches Ritual hätte eigentlich die Kritik der Deuteronomisten auf sich ziehen müssen. Daraus schließt Becking, dass der Kern der Erzählung vordeuteronomistisch ist. Die Meinung, das Gebet Elisass sei vor die Handlung gesetzt worden, um die Magie zu neutralisieren, teilt er nicht. In fast allen mesopotamischen Ritualen geht der Handlung ebenfalls ein Gebet voraus. Deshalb werde in 2 Kön 4 vielmehr ein frühes Gottesbild sichtbar: „YHWH was seen ... rather as Ea/Enki in Mesopotamia: a deity which could be invoked to chase away demonic powers“ (S. 87).

6. Die Untersuchung des theologischen Kommentars zum Ende des Nordreichs in 2 Kön 17,7–20 wird zu einem Bekenntnis zur Redaktionsgeschichte im Sinne Martin Noths, die Becking als „third way in ‚doing history‘ between ‚minimalists‘ and ‚maximalists‘; between ‚sceptics‘ and ‚realists‘“ rühmt (S. 88). An dem chiasmischen Aufbau belegt er die literarische Einheitlichkeit des Abschnitts, an der deuteronomistischen Phraseologie die Vernetzung mit der Redaktion der Königebücher. „2 Kgs. 17:7–20 is one of the units in the Books of Kings where this belief system becomes apparent“ (S. 102). Weil auch das Ende Judas bereits reflektiert wird, muss der Text in die exilische Zeit datiert werden. „We should read the Book of Kings neither naively biblicistically, nor purely in an enlightened way but as a biased narrative whose author(s) had selected

and modified events from the past in order to convince a readership of the reasons why God's people had made a move from ‚Exodus‘ to ‚Exile‘“ (S. 103). Das hätte auch Noth sagen können. Ein wenig wundert man sich, dass die neuere Redaktionskritik kein Echo findet. Timo Veijola hat über Noth hinausgehend gezeigt, dass das Deuteronomistische Geschichtswerk keine Ätiologie des Nullpunkts gewesen ist, sondern die Rückkehr des jüdischen Königtums propagiert.

7. Der unmittelbar folgende Abschnitt 2 Kön 17,21–23 stammt nach Becking aus der Zeit Josias, da er nur die Verwerfung Israels, nicht aber das Schicksal Judas zum Gegenstand hat und diese mit der Sünde Jerobeams, also dem Verstoß gegen den kulturellen Anspruch Jerusalems, begründet. Diese Exegese ist der inzwischen widerlegten double-redaction-theory verpflichtet, die den Anfang des Deuteronomistischen Geschichtswerks in die vorexilische Zeit verlegt. Es mag richtig sein, dass V. 21–23 älter sind als der unmittelbare Kontext; sie würden aber auch an V. 18 anschließen. Der Sprachgebrauch unterstützt die Frühdatierung nicht. Zwar ist die Wendung „alle seine Knechte die Propheten“ in Am 3,7 belegt, doch ist sie keineswegs vordeuteronomistisch. Die Prophetie, auf die in 2 Kön 17,21–23 verwiesen wird, ist die Drohung des Ahia von Silo gegen Jerobeam (1 Kön 11,31; 14,8). Diese ist ihrerseits spät. Die Geschichtstheorie von 2 Kön 17,21–23 ist in vorexilischer Zeit undenkbar.

8. Bei Sanheribs Feldzug gegen Jerusalem bietet Becking eine Lösung für das chronologische Problem, das mit der Datierung in das 14. Jahr Hiskias (2 Kön 18,13a) gegeben ist: Er rechnet mit zwei Feldzügen. Das Datum beziehe sich auf eine Kampagne des Jahres 715, nicht aber auf den Feldzug Sanheribs im Jahre 701. „The two campaigns against Jerusalem have been telescoped by tradition into one narrative“ (S. 139). Man wird an die beiden Eroberungen Samarias erinnert, die Becking in seiner einschlägigen Monographie herausgearbeitet hat. Als assyrischer Beleg dient das sogenannte Aseka-Fragment (S. 132f.). Das Datum in 2 Kön 18,13a gehöre nicht mit dem Auszug aus den Tempelannalen V. 13–16 zusammen, der sich eindeutig auf 701 bezieht, sondern sei die Einleitung zu der Erzählung 2 Kön 18,17–19,37, die in legendenhafter Form die Erinnerung an jenen ersten Feldzug wiedergebe. Ob diese These Bestand hat, wird die Debatte erweisen. Für sich genommen bietet 2 Kön 18,13 keinen Anlass zu einem literarkritischen Schnitt, und der Übergang von V. 13a nach V. 17 ergibt im Hebräischen keinen fließenden Text.

9. Das vorletzte Kapitel, das sich mit dem Bericht über die Ermordung des babylonischen Vasallen Gedalja befasst, wird erneut zu einem methodologischen Paradigma. Becking bejaht entschieden die von L.L. Grabbe gestellte Frage: „Can a history of Israel be written?“, nennt aber die Bedingungen. „History writing is not an objective science“ (S. 150), da es ohne Rekonstruktion unmöglich ist. Dass es zugleich „intersubjective knowledge of the past“ zum Ziel hat (S. 151), steht dazu nicht in Widerspruch. Voraussetzung ist die strenge Bindung jeder Extrapolation an die gegebenen Quellen. „We have to deal with the existing traces“ (S. 150). Diese müssen umfassend herangezogen, aber zugleich kritisch geprüft und – besonders im Fall biblischer Texte – nach „primary source, secondary source etc.“ unterschieden werden. Ohne gründliche Tendenzkritik sind auch die außerbiblischen Quellen nicht verwendbar.

Für das Verhältnis der parallelen Berichte 2 Kön 25,22–26 und Jer 40,7–41,15 neigt Becking der Mehrheitsmeinung zu, die in der Fassung von 2 Kön ein Exzerpt der ausführlichen Erzählung aus Jer 40–41 sieht. Diese Deutung verstößt freilich gegen Regel „Lectio brevior potior“, die für die Traditionsgeschichte nicht minder gilt, und übersieht, dass die Einsetzung Gedaljas einzig in 2 Kön 25,22 berichtet wird, in Jer 40,5.7

hingegen – aus 2 Kön 25,22! – vorausgesetzt ist. Über die Historizität könnte entscheiden, dass die Namen Gedaljas sowie des Mörders Ismaël und des Ammoniterkönigs Ba'alīs, der ihm laut Jer 40,14 den Auftrag gegeben hat, um 600 v. Chr. epigraphisch belegt sind. Allerdings sind die Namen Gedalja und Ismaël zu häufig, um eine Identifizierung zu erlauben, und im Falle des Königs Ba'alīscha' gibt es ein Problem mit der Schreibweise. Becking diskutiert den Befund, um sich am Ende einer historischen Auswertung zu enthalten. Eindeutig sei hingegen die theologische Aussage: „Grasping power ... is not the way out of the darkness of the exile“ (S. 173).

10. Am Schluss steht der letzte Abschnitt des Königebuchs, „Jehoiachin's Amnesty“. Becking gibt einige Beispiele, dass Rehabilitierung im Alten Orient vorkamen, und belegt so, dass der biblische Bericht glaubwürdig ist. Skeptisch ist er, wenn der Schluss des Königebuchs als eine Art Heilsprophetie gedeutet wird. „The amnesty granted to the former Judean king as such is no salvation for the exiled community“ (S. 189). Womöglich ist das etwas zu kritisch gesehen; denn die Datierung nach der Exilierung Jojachins (2 Kön 25,27) folgt dem System des Ezechiel-Buches (vgl. Ez 1,2), das mit Nachdruck den Vorrang der Exulanten vertritt.

Der gesammelte Wieder-Abdruck der zehn Studien ist sehr zu begrüßen. Durchgehend beeindruckend der breite Horizont des Verfassers und die Umsicht sowie Vorsicht seines Urteils. Besonders der Alttestamentler und Historiker der Geschichte Israels profitiert von der sorgfältigen Abwägung der Gesichtspunkte. Zur Entlastung der Anmerkungen gibt es ein Literaturverzeichnis für den ganzen Band. Die Beiträge werden durch ein Stellenregister erschlossen.

Christoph Levin

DIETER KURTH, Einführung ins Ptolemäische. Eine Grammatik mit Zeichenliste und Übungsstücken, Teil 2. Backe-Verlag, Hützel 2008. ISBN 978-3-9810869-3-5. 4^o, gebunden, 86,00 €.

Nachdem der erste Band dieses Werkes (besprochen vom Rezensenten WdO 39, S. 140–149) sich offensichtlich zu einem großen Erfolg entwickelt hat (inzwischen ist bereits die dritte Auflage erschienen), ist jetzt erfreulich bald danach auch der zweite Band erschienen. Dieser sollte allerdings auch zum Ausgangspunkt werden, um die grundsätzliche Frage anzugehen, was das „Ptolemäische“ überhaupt ist. Nach einiger Überlegung hat sich der Rezensent allerdings dazu entschlossen, diese Grundsatzfrage, da sie den Rahmen einer Rezension sprengen würden, separat zu behandeln und hier nur auf Einzelpunkte der Darstellung einzugehen.

Der vorliegende Teil enthält, nachdem im ersten Band Schrift- und Lautlehre abgehandelt wurden, die eigentliche Grammatik. Erkennbar ist, daß Kurth an verschiedenen Punkten der Sprache durchaus unterschiedlich großes Interesse hat und dabei damit rechnet, daß der Benutzer ohnehin bereits mit der ägyptischen Sprache, zumindest dem Mittelägyptischen, vertraut ist. So wird etliches vorausgesetzt bzw. allenfalls kurz abgehandelt, und z.B. dem Abschnitt über Präpositionen (S. 698–707) ist das begrenzte Engagement deutlich anzumerken. Jedenfalls ist das Buch nicht für Leser geeignet, die nicht bereits mit dem Mittelägyptischen vertraut sind.

Hauptquelle für die Behandlung sind die Inschriften von Edfu (besonders Texte aus Edfou V–VIII), daneben allerdings auch andere Texte aus Tempeln der griechisch-

römischen Zeit. Der vorliegende Band enthält Morphologie, Wort-Syntax und Satz-Syntax. Speziell zu loben ist, daß in diesem zweiten Band die Übungsstücke anhand von Photographien der Originale gestellt werden, so daß auch der epigraphische Aspekt der praktischen Arbeit trainiert wird. Durch die Gegebenheiten des Quellenmaterials verständlich ist auch, daß sich ein eigener kurzer Abschnitt über das Zusammenspiel von Text und Bild findet (S. 1020–1026).

Daß dieses Buch einem echten Desiderat entspricht, wird kaum einer Begründung bedürfen, ist doch seit H. Junker, *Grammatik der Denderatexte* (Leipzig 1906), also über 100 Jahre lang, keine monographische Behandlung der Sprache dieser Texte mehr erfolgt, und selbst Einzelstudien zu grammatischen Fragen sind extrem rar. Infolgedessen kann als sicher gelten, daß das Buch sich rasch zu einem unentbehrlichen und oft zitierten Nachschlagewerk entwickeln wird. Sein prinzipiell hoher Wert sei deshalb eigens betont, weil der Rezensent im Folgenden weniger von dem Vielen reden wird, was gut und nützlich ist, sondern mehr von dem, was man seiner Meinung nach noch hätte besser machen können. Dabei spielt teilweise auch sicher die unterschiedliche Perspektive eine Rolle: Der Autor kommt mehr aus der tagtäglichen Praxis der Arbeit an den Tempeltexten, und diese Erfahrung des Ringens um die beste Übersetzung ist dem Buch auf Schritt und Tritt anzumerken. Gerade die Abneigung des praktischen Philologen gegenüber dem theoretisch arbeitenden Linguisten zieht sich immer wieder (gelegentlich zu heftig und unter Verzicht auf potentiell hilfreiche Ansätze) durch das Buch. Der Rezensent dagegen (obgleich ebenfalls vorrangig praktischer Philologe) sieht sich mehr in der Perspektive dessen, der nicht primär von den Tempeltexten kommt, sondern von den Papyri der Tempelbibliotheken und dazu neigt, in den Monumentalinschriften Reflexionen dieses für die meisten Orte verlorenen Traditionsgutes auf Papyri zu sehen. Dabei sieht er z.B. auch gerade angesichts der in mehrfach bezeugten Ritualformeln gängigen Fluktuation Ansätze wie Kurths Versuch, eine weitgehend historisch korrekte Unterscheidung von $s\check{c}m=f$ und $s\check{c}m.n=f$ in diesen Texten zu etablieren, mit einiger Skepsis (S. 790 wird bei der Negation auch von Kurth eingeräumt, daß die Opposition zwischen $n\ s\check{c}m=f$ und $n\ s\check{c}m.n=f$ nicht mehr funktioniert).

Dies führt direkt auf die vielleicht heikelste Frage des vorliegenden Buches überhaupt, nämlich die, ob abgesehen von gewissen Grenzfällen die Formen $s\check{c}m=f$ und $s\check{c}m.n=f$, wie Kurth annimmt, noch klar funktional getrennt werden können (S. 734–740 u. 897–913). Nun ist die Darlegung des Autors ohnehin viel zu knapp, um ein wirkliches Urteil zu erlauben, der Rezensent würde aber, auch in Hinblick auf die nachweisbaren Variationen in mehrfach überlieferten Texten, eher skeptisch bleiben. Ebenso zeigt die Tatsache, daß in den Götterreden in an sich gleichen Ritualsituationen sowohl $\check{c}i=i$ als auch $\check{c}i.n=i$ belegt ist, wohl vor allem, daß die Verteilung dieser Formen für die ptolemäischen Schreiber tendenziell unsicher geworden ist.

Eine Behandlung der Bereiche dieses Bandes erfordert weit mehr als die der Schrift- und Lautlehre, die im ersten Band behandelt wurden, auch eine reflektierte Auseinandersetzung mit der sprachlichen Inhomogenität dessen, was man als „Ptolemäisch“ bezeichnet. Gerade in diesem Bereich sieht der Rezensent allerdings die größten Schwächen des vorliegenden Buches. Indem der Autor versucht, alle in den Tempelinschriften der griechisch-römischen Zeit belegbaren Sprachzustände in einem Werk zusammenzufassen, tut er der Komplexität gelegentlich nicht ausreichend Rechnung; sei es, daß er nicht klar genug sagt, was nur in bestimmten Texten erscheint (in denen wiederum das, was sonst normal ist, teilweise unmöglich wäre), sei es daß er die Phänomene noch

nicht einmal als Ausdruck diachron unterschiedlicher Stufen der ägyptischen Sprache erkennt.

Ein handwerkliches Problem tritt noch hinzu. Zwar ist Kurth lobenswerterweise bereit, die jüngeren Sprachstufen des Ägyptischen heranzuziehen, in der konkreten Umsetzung ist er jedoch meist auf dem Stand von Erman, Spiegelberg und Till stehen geblieben, während neuere Arbeiten geholfen hätten, manches klarer zu fassen bzw. auch zur Korrektur mancher Positionen hätten führen können. Man muß dem Autor allerdings zugute halten, daß es eine enorme Arbeit gewesen wäre, die Texte nach Sprachstufen auseinander zu sortieren, und die Vorarbeiten dafür auch sehr gering sind. Bis heute gibt es ja keine wirkliche diachrone Grammatik des Ägyptischen. So bleibt, daß die vorliegende Publikation sicher von erheblichem Wert für die weitere wissenschaftliche Arbeit an Tempeltexten der griechisch-römischen Welt sein wird, man aber in feinerer Detailarbeit wird weitermachen müssen. Was man dabei auch wünschen würde, wäre eine üppigere Hinterfütterung mit Belegen (so wie Gardiner es in Form von Marginalien getan hat). Im derzeitigen Zustand sind die Belege für denjenigen, der sich nicht mit Kurths Auffassung zufrieden gibt, sondern eine eigenen Überprüfung und potentiell Neubewertung anstrebt, in einigen heiklen Fällen unzureichend.

Gerade weil eine Grammatik so sehr von der Korrektheit jeder einzelnen Angabe lebt, möchte ich im Folgenden recht ausführlich Ergänzungen, Korrekturen und skeptische Bemerkungen ausführen, in der Hoffnung, daß weitere Auflagen dieses Buches davon profitieren können.

S. 596: Es fehlt jede Bemerkung dazu, daß das Suffix $\neq w$ gegenüber $\neq sn$ sprachgeschichtlich jünger ist.

S. 599–609: Kurth wirft zwei sehr verschiedene Dinge unter demselben Begriff „Abhängiges Personalpronomen“ zusammen, nämlich die enklitischen Personalpronomina und die proklitischen, die ab dem Neuägyptischen im Präsenssystem für das pronominale Subjekt gebraucht werden, entsprechend sind auch die Bemerkungen zur Aussprache S. 603 zu modifizieren; pBM 10808 zeigt übrigens deutlich, daß das enklitische Personalpronomen der 3. Person ohne Vokal nur noch als s gesprochen wurde.

S. 603 mit Anm. 12. Hier ist C. Peust, Objektspronomen im Ägyptischen, LingAeg 10, 2002, S. 309–333 nachzutragen.

S. 610: Die Anm. 1 unter Berufung auf Junker gegebene Ableitung der Bildung $nw\dot{i}$ ist ausgeschlossen, da ein enklitisches Personalpronomen niemals direkt hinter in stehen kann; eher ist daran zu denken, daß ursprünglich possessives $n\dot{i}-w\dot{i}$ „mir zugehörig ist“ (in Analogie zur possessiven Verwendung von $ink?$) umgedeutet wurde.

S. 614 Anm. 6. Tippfehler **NTQTN** für das korrekte **NTWTN**.

S. 616, Punkt b): Zu beachten ist, daß es im Demotischen die Form $n p\dot{s}i hrw$ (geschrieben wie Kopula und mit alphabetischem h) entsprechend **ΠΠΕΖΟΟΥ** „an diesem Tage“ neben $n p\dot{s} hrw$ (geschrieben als Artikel und ohne alphabetisches h) entsprechend **ΠΠΟΟΥ** „heute“ gibt.

S. 616, Punkt c) mit Anm. 8: Hier handelt es sich im Grunde um eine relativ alte Verwendung von $p\dot{s}$ als wenig betontem Demonstrativum, vgl. bereits im Mittleren Reich $p\dot{s} pw Wsir$ „das ist Osiris“, S. Hassan, Hymnes religieux du moyen empire, Kairo 1928, S. 47.

S. 616, Punkt d) ist ganz zu streichen. Edfu VII, 22, 3f. liegt eher Kopula im Substantivsatz „er ist sehr, sehr groß“ vor, Anm. 11 liegt in beiden Belegen vielmehr Artikel mit Infinitiv und nachfolgendem Suffix vor, da anders die Verwendung des Suffixes $\neq f$ nicht erklärbar ist (am Partizip müßte das enklitische Personalpronomen sw folgen).

S. 616, Punkt e): Die Kopula des Substantivalsatzes (*pʒi*, so auch in der ptolemäischen Orthographie klar markiert) ist vom Artikel unbedingt zu trennen.

S. 617 Anm. 6 u. 8: Statt des Verweises auf Erman (bei einem sprachlich demotischen Text ohnehin wenig angemessen) sollte man besser auf R. A. Parker, *The Orthography of Article plus Prothetic r in Demotic*, JNES 33, 1974, 371–376 verweisen.

S. 623: Die Schreibung *ip* statt *pw* für die Kopula entspricht der zeitgenössischen Aussprache, s. Quack, *Enchoria* 25, 1999, 43 Nr. 11; F. Hoffmann, in: K. RYHOLT (Ed.), *Acts of the Seventh International Conference of Demotic Studies Copenhagen, 23–27 August 1999*, CNI Publications 27, Copenhagen 2002, 226.

S. 630f.: Die „Doppelkonstruktion“ *nn (n) ... ipn* sollte erwähnt werden (z.B. Dendara VII 39, 9; Dendara X, 38, 11f. u. 42, 6); vgl. dazu bereits Pfortenbuch, 10. Stunde, 67. Szene (Ed. Hornung S. 347) *nn n ncr:w (i)pn/(i)pw*, es handelt sich also nicht um eine ptolemäische Neubildung.

S. 636: Die maskuline Konstruktion von *Km.t* „Ägypten“ ist wohl als Einfluß zeitgenössischer Sprache zu erkennen; im Demotischen ist das Wort grundsätzlich maskulin.

S. 643: Zu den betreffenden Pluralformen s. jetzt J.F. Quack, *Gebrochene Plurale im Ägyptischen?*, in: R.M. Voigt (Hrsg.), „From Beyond the Mediterranean“. Akten des 7. internationalen Semitohamitistenkongresses (VII ISHAK), Berlin 13. bis 15. September 2004, *Semitica et Semitohamitica Berolinensia* 5, Aachen 2007, 533–572; der Versuch, in der Wahl des Zeichens \equiv auch eine Andeutung des Vokalismus zu sehen, läßt sich nicht halten.

S. 656: Im Falle von *itn či=f sw* sehe ich nicht, warum eine Univerbierung vorliegen soll, vielmehr ist einfach ein adverbial gebrauchtes *sčm=f* zu erkennen „angesichts der Sonne, wenn sie sich zeigt“ (ähnliche Konstruktionen sind auch in älterer Zeit häufig; vgl. WB II, 468, 9–10).

S. 657: *bw wr* ist kaum eine Neubildung, vgl. Schiffbrüchiger 152.

S. 658 Anm. 9: Der Rezensent würde eher Fairmans Position zuneigen, bezeichnend ist, daß *mhtm.t* bereits im MR positiv nachgewiesen ist (WB II, 133, 3) und *mnšt* aus dem Apopisbuch des pBremner-Rhind stammt, für das es bereits Textzeugen aus dem NR gibt.

S. 659: Die Bildungen mit *mt.t* aus den Dekreten sollten besser nicht als „Ptolemäisch“ verbucht werden, da diese Texte sprachlich von den meisten Tempeltexten distinktiv abweichen.

S. 661f.: Inwieweit gibt es realiter ein Affix *t̄*? Die meisten Belege sind problemlos als Nisbenableitungen von femininen Substantiven zu erklären; bei *nb (r) čr* dürfte das zusätzlich gesetzte *t̄* die Aussprache des Dentals *č* > *t̄* graphisch markieren.


S. 666: Zur singularischen Konstruktion von *čš* vgl. weiter das Demotische, wo bei artikellosen Fällen das Substantiv im Singular bleibt.

S. 673 Anm. 1: Koptisches **εPHY** ist nur für die Vokalisation der flektierten Nisbe relevant, nicht für das unflektierte und abweichend geschriebene $\overline{\overline{\overline{\text{O}}}}$.

S. 686: Zur Frage der Null s. ausführlich F. Hoffmann, *Enchoria* 29, 2004/05, 44–52.

S. 693: Die Limitierung der Bildung höherer Ordinalzahlen, die Kurth en bloc der „älteren Sprache“ zuschreibt, ist positiv erst ab der 18. Dynastie nachweisbar; die andersartigen „ptolemäischen“ Bildungen könnten somit durchaus Anzeichen älterer Sprachform sein. Gerade hier wäre es wünschenswert gewesen, die Distribution von Bildungen mit Präfix *mḥ* und Affix *.nw(t)* hinsichtlich des sonstigen Sprachcharakters der Texte zu präzisieren.

S. 694f.: Die Bildungen *mḥ hrw x* sind als (*r*) *mḥ hrw x* „um x Tage vollzumachen“ zu analysieren. Entsprechend ist auch S. 833 zu modifizieren.

S. 699: Ein Hinweis auf die Schreibung der Präposition *ḥrm* „mit“ als , also *rm*, (z.B. Edfou VI 220, 5) wäre am Platz gewesen. Ebenso vermisste ich einen Hinweis darauf, daß im sprachlich demotischen 7. Buch des Choiaktexes die Präposition *hr* vor Suffixen als *hr-ḥ.t* gebildet wird (Dendara X, 48, 1).

S. 702: Weitere Belege zur Präposition (*n*) *čʿi n* bei Sauneron, RdÉ 21, 1969, 66; Quack, LingAeg 5, 1997, 239.

S. 710 mit Anm. 2: Der Unterschied von Substantiv und Suffix bei der Negation hat gar nichts mit Akzentverlagerung in der akademischen Aussprache zu tun, sondern beruht darauf, daß Kurth zwei verschiedene Konstruktionen verquickt hat, nämlich zum einen die Negation der Existenz *nm wn* (so schon klassisch-ägyptisch; Gardiner §108), zum anderen die Negation mutmaßlich des prospektiven *sčm=f*, die auch klassisch-ägyptisch als *n wnn=f* gebildet wird.




S. 716: Ein weiterer Beleg für das periphrastische Partizip in Edfu ist Edfou VII 225, 7, s. Quack, Fs Schenkel, S. 110 Anm. 25.

S. 732, §145: Wäre im Licht von L. Depuydt, Twixt Relative Verb Form and Passive Participle in Egyptian, ZDMG 146, 1996, 1–24 neu zu diskutieren.

S. 737 Anm. 3: Der Verweis auf das Koptische ist zu streichen, da dort nicht das Verb, sondern das Substantiv vorliegt. Relevant sind dagegen demotische Schreibungen des Suffixes 3. Pl. als *ysn*, s. Quack, SAK 36, 2007, 287.

S. 741: Zum *sčm.hr=f* sollte L. Depuydt, Conjunction, Contiguity, Contingency. On Relationships between Events in the Egyptian and Coptic Verbal Systems, New York/Oxford 1993 herangezogen werden.

S. 742: Die Partikel *ḥw* als Hilfsverb einzuordnen, ist ausgesprochen unglücklich und verbaut viele strukturelle Einsichten. Vgl. etwa L. Depuydt, in: Jerusalem Studies in Egyptology, ÄAT 40, Wiesbaden 1998, S. 19–36.

S. 743: Die Schreibung , sofern korrekt gelesen, dürfte auf der Ähnlichkeit von  und  im Hieratischen beruhen.

S. 751: Die Verwendung von *tm* in Sätzen, die wir als negierte Imperative verstehen würden, gibt es bereits im MR (pRamesseum XVIII 1, 5); gerade die demotischen Verwendungen sind zudem tatsächlich Negationen von Infinitiven, nicht von Imperativen (s. J.F. Quack, Einführung in die altägyptische Literaturgeschichte III. Die demotische und gräko-ägyptische Literatur, Einführungen und Quellentexte zur Ägyptologie 3. Zweite, veränderte Auflage, Berlin 2009, 117).

S. 755: Hinsichtlich des angeblichen Verbs *mrk* würde der Rezensent für Edfou VI 137, 8 (die falsche Stellenangabe Edfou V 120, 8 hat der Autor mir freundlicher Weise korrigiert) doch die Lesung *m(i) r=k n=i m ḥr=k nfr* „Komm doch zu mir mit deinem schönen Antlitz“ bevorzugen.


S. 757f.: Zur Frage der kausativen Bedeutung unmarkierter Verben vgl. F. Breyer, Zum ägyptisch-semitischen Sprachvergleich: der D-Stamm im Ägyptischen, in: R.M. Voigt (Hrsg.), „From Beyond the Mediterranean“. Akten des 7. internationalen Semito-hamitistenkongresses (VII ISHAK), Berlin 13. bis 15. September 2004, Semitica et Semito-hamitica Berolinensia 5, Aachen 2007, 501–512.

S. 759: Die Argumentation, anders als im Neuägyptischen, Demotischen und Koptischen läge im „Ptolemäischen“ angesichts der Verwendung des abhängigen Personal-

pronomens als Objekt in der Regel nicht der Infinitiv, sondern der Imperativ der klassischen Sprache vor, verwechselt Morphologie und Syntax. Auch im Neuägyptischen und Demotischen vor der späteren Römerzeit werden abhängige Personalpronomina als Objekte verwendet, obgleich für die meisten Verben keine vom Infinitiv morphologisch unterschiedene Form vorliegt; vgl. W. Edgerton, *Obsolescence of the Imperative Mood in Egyptian*, in: Fs Griffith, London 1932, 61–68; J.F. Quack, *En route vers le copte. Notes sur l'évolution du démotique tardif, Fautes de langues 27, Les langues chamito-sémitiques (afro-asiatiques), volume 2, 2006, 191–216, dort 213.*

S. 761: Das Verb *nrhrḥ* ist keineswegs eine Neubildung, sondern Metathese von *nhrhr*, s. Quack, *WdO 31, 2000/01, 199 (zu 52, 13).*

S. 765–767: Man sollte genauer testen, inwieweit *ʔ(i)* älteres *gr:t* (nur graphisch?)

ersetzt, wofür es durchaus einige Indizien gibt, da  in jüngeren Handschriften als Variante zu *gr:t* stehen kann, vgl. etwa Verhoeven, *Nespasefy*, S. 19 Anm. s1); Nutbuch (Ed. von Lieven) §48. Jedenfalls würde dazu passen, daß *gr* in eindeutiger Schreibung so selten ist (S. 794).


S. 767: Der Verweis auf das demotische *lwy* sollte besser gestrichen werden, da an der einzigen angeblichen Belegstelle (Krugtexte B 8) wohl einfach *l̥w=y shʔy* „wobei ich schrieb“ vorliegt, lediglich mit phonetischer Andeutung des Auslautes von **ꜥꜣꜣ**.

S. 769 mit Anm. 1: In mehreren Punkten zu korrigieren. Im Neuägyptischen gibt es noch keine Bedingungssätze mit *in*, von den angeblichen Belegen bei Erman ist Amenemope 5, 18 vielmehr *ir* zu lesen (so in den Editionen sowohl von Lange als auch von Laisney, durch die Photographie bestätigt), beim *nʔ* geschriebenen Beleg handelt es sich um einen Fragesatz, d.h. eine neuägyptisch geläufige Orthographie für *in*. Koptisches **ENC**, das speziell für den Irrealis verwendet wird, geht auf demotisches *hwn-nʔ.w* zurück und ist vom Konditionalis *in-l̥w > in-nʔ.w* strikt zu trennen. An der zitierten Edfu-Stelle dürfte kein Bedingungs-, sondern ein Fragesatz vorliegen.

S. 769, Punkt e): Der Wechsel zwischen *ir* und *in* begegnet in der Spätzeit auch sonst und dürfte einen spezifischen Lautwandel des Wortes *in* anzeigen (vgl. etwa Quack, *ARG 10, 2008, 9 Anm. 18; weiter pJumilhac 6, 6*), die Suche nach einer gemeinsamen Grundbedeutung von *in* ist entsprechend zu modifizieren.

S. 770f. mit Anm. 13: Die Interpretation des Goldhaustextes von Dendera ist substantiell verfehlt, insbesondere die metatextuelle Ebene als Kommentar verkannt, vgl. von Lieven, *SAK 36, 2007, 147–155.*

S. 773: Edfou V, 392, 17 würde der Rezensent *hbč ir=fhm* „verdammte den Unwissenden“ (m.E. eher Imperativ als passives *sčm=f*) lesen; eine phraseologisch ganz ähnliche Wendung, auch neben *hsj rh*, begegnet im Buch vom Tempel in der Dienstanweisung des Gouverneurs und Prophetenvorstehers.

S. 777: Vgl. jetzt L. Depuydt, *the Function of the Particle*  in Old and Middle Egyptian, in: St. E. Thompson, *P. der Manuelian, Egypt and Beyond. Essays presented to Leonard H. Lesko upon his Retirement from the Wilbour Chair of Egyptology at Brown University June 2005, Providence 2008, 91–108.*

S. 784: Für die Behauptung, mit *in-m* gebildete Fragen seien etwas emotionaler als mit *m* gebildete, wäre mehr Belegmaterial zu fordern. A priori wäre zu erwarten, daß sprachgeschichtlich die Form *in-m* zunächst in der Cleft-Sentence aufkommend und sekundär generalisiert wird, aber Kurth präsentiert das Material nicht so, daß man ihm ohne Rückgriff auf die Editionen entnehmen kann, wo überhaupt eine Cleft-Sentence vorliegt. Bei seinem einzigen konkret zitierten Beispiel (Edfou VI 13, 2) würde der

Rezensent (*i*)*n-m* *irw khb r=s* „Wer davon lehnt sich gegen es auf?“ lesen, in jedem Fall (auch bei Kurths Auffassung) liegt hier eine Cleft-Sentence vor; d.h. die Verwendung von *i**n-m* statt einfachem *m* ist durch die Syntax bedingt, jede Suche nach einer inhaltlichen Motivierung somit hinfällig.

S. 786 mit Anm. 12: Dendara X, 243, 10 würde der Rezensent ganz von der (stets enklitischen) Partikel *m* trennen und beim kausativen Imperativ unterbringen (vgl. Kurth, S. 753).

S. 791: *h3/hy* kommt primär aus den Verklärungssprüchen, vgl. J. Assmann, *Altägyptische Totenliturgien*, Band I, Heidelberg 2002, 32f.

S. 793, zu *hr*, Punkt b): Genau dieselbe Textstelle ist S. 656 plausibler als Präposition *hr* gedeutet worden.

S. 794: Ich würde eher von einem Wechsel von der direkten in die indirekte Rede ausgehen, als extra eine neue Partikel zu postulieren.

S. 796: Die scheinbare Seltenheit des Frageworts *čn* dürfte mit den in den Tempeln vorzugsweise belegten Textgenera zu tun haben. Zudem hat A. Pries in seiner Heidelberger Dissertation inzwischen auf einige plausible Belege in den Stundenwachen hingewiesen.

S. 801–805: Gerade die Verwendung von *nt* nach determinierten Substantiven paßt herzlich schlecht zur Verbindung mit koptischem **NTÉ** (bei dem zudem auch noch nach Dialekten zu differenzieren wäre). Weiterhin ist zu beachten, daß im Demotischen, wo die Präposition *m-t* regulär in Texten aller Gattungen *mtw* geschrieben wird, speziell in religiösen Texten auch ein *nt* als Schreibung des Genitivs vorkommt, s. M. Smith, *Remarks on the Orthography of Some Archaisms in Demotic Religious Texts*, *Enchoria* 8/2, 1978, 18–21.

S. 815f.: Die meisten Belege für präpositionale Attribute überzeugen nicht. Z.B. kann Edfou VIII 25, 11 durchaus als Schreibung für *im* gemeint sein; Edfou VII, 167, 7f. handelt es sich um einen als Umstandssatz eingebetteten Adverbialsatz; Edfou VIII 40, 1 handelt es sich um die präpositionale Rektion des Verbs (im Partizip). Edfou V 6, 10f. entgeht mir die Relevanz, da es sich evident einfach um die Präposition *n* handelt.

S. 823–825: Die Bemerkungen über die zunehmende Verwendung von Präposition und Substantiv dort, wo Parallelen das direkte Objekt haben, bedürfen substantieller Präzisierung, da Kurth nur auf Spiegelberg und Till verweist, statt die relevante Forschung zur „Jernstedtschen Regel“ zu rezipieren (z.B. R.K. Simpson, *Demotic Grammar in the Ptolemaic Sacerdotal Decrees*, Oxford 1996, 151–156). Tatsächlich ist es so, daß im Demotischen der Anschluß des direkten Objektes mit *n/n.im* nur in den Dauerzeiten erfolgt (dort aber bei determinierten Objekten mit Ausnahme genau definierter Sonderfälle obligatorisch ist), während er im Koptischen mit **NMMO** in den Dauerzeiten bei determinierten Objekten obligatorisch ist, aber ohne klar faßbare Regeln auch fakultativ in anderen Tempora auftreten kann. Kurths Beispiele können schon deshalb nichts damit zu tun haben, weil sie nicht aus Dauerzeiten stammen, dafür fehlt bei ihm ein Hinweis auf die wirklich einschlägige Passage *ih p(3) nt-iw=w čt n.im=f* „was ist es, das sie sagen“ Edfou VI 215, 1. Die Verwendung der Präposition *n* kann damit nichts zu tun haben (vor allem nicht der Beleg mit nachfolgendem Suffix, bei Substantiven wäre *n* als Schreibung für altes *m* interpretierbar). Das Verb *nw* wird regulär mit Präposition *r* konstruiert, nie mit direktem Objekt (WB II, 218; Depuydt, RdÉ 36, 1985, 35–42).

S. 828: Die in §185 behandelten Fälle scheinen mir rein eine Frage der Übersetzersprache, nicht des Ägyptischen selbst zu sein.

S. 841: Edfou VI 69, 10 würde ich nicht als Nominalsatz, sondern als zwei selbständige Sätze (davon der zweite Adverbialsatz) auffassen.

S. 844: Etliche der zitierten Beispiel dürften gar keine ganzen Sätze darstellen, sondern nur Ketten von Attributen, z.B. würde ich für Edfou VIII, 106, 15 „der Stärkste der Starken, der den Aufsässigen bezwingt“ vorziehen; Edfou VI 64, 7 ist das erste Element wohl ebenfalls so zu analysieren, das zweite als Substantiv mit Pseudopartizip.

S. 844: Für die etwas überraschende Konstruktion von Substantiv mit $s\check{c}m.ti=f$ würde man sich einen klareren Beleg wünschen als nur die durch Beschädigungen und mutmaßlich bereits eine antike Zeichenauslassung belastete Stelle Edfou VI 266, 7, bei der $rn=f$ potentiell noch zum vorhergehenden $<s>p.ti=f$ gehört.

S. 845: Die Einordnung von Edfou VIII, 101, 12 ist fehlerhaft, es handelt sich um den jüngeren Typ der Cleft-Sentence, in dem regelhaft Artikel, nicht Demonstrativpronomen verwendet wird.

S. 848: Die Probleme der Stellung von Subjekt und Prädikat im dreigliedrigen Nominalsatz scheinen mir nicht überzeugend gelöst, zumal Kurths Ansatz, das vergleichsweise Bekannte als Prädikat zu bezeichnen (S. 841), üblichen Ansätzen genau entgegen geht. Zudem müßte hier gerade angesichts der Inhomogenität des „Ptolemäischen“ ein stärker diachroner Ansatz eingefordert werden. So ist die Endstellung der Kopula im Altägyptischen möglich und im Demotischen normal, im Mittelägyptischen dagegen unbelegt.

S. 852f.: §203 ist zu streichen, da $sp=f$ nur späte Schreibung für das futurische Verbaladjektiv $sp.ti=f$ ist.

S. 861: Die Aussage, die im adverbialen Nominalsatz verwendeten Personalpronomina entsprächen dem Neuägyptischen, ist zwar für die zitierten Stellen korrekt, dabei ist allerdings zu berücksichtigen, daß die mittelägyptischen Bildungstypen mit $\dot{i}w$ und Suffix von Kurth beim „Hilfsverb“ untergebracht worden sind.

S. 870: Punkt A a) ist (zumindest für die zitierten Belege) m.E. zu streichen, da keine Adverbialsätze vorliegen, sondern nur adverbiale Ergänzungen in Verbalsätzen.

S. 872: Hier fehlt der Hinweis auf die Passage Dendara III, 53, 3–54, 9, wo passim die Form $\dot{i}w=\check{c} (r) s\check{c}m$ für das Futur verwendet wird. Gleichartig bleibt das r des Futurs im 7. Buch des Choiaktexts von Dendara immer ungeschrieben.

S. 872f. u. 876f.: Es fehlt der Hinweis auf das neuägyptische kontinuitive $\dot{i}w=f (hr) s\check{c}m$, das als Basistempos neuägyptisch geprägter narrativer Texte wichtig ist, speziell in dem Horusmythos Edfou VI 219, 4–223, 2 (S. 923 Anm. 3 scheint Kurth die Existenz dieser Konstruktion im „Ptolemäischen“ irrig zu bestreiten).

S. 873: Die Konstruktion $tw=r r$ ist im reinen Neuägyptisch nicht mehr möglich, sondern spezifisch frühneuägyptisch.

S. 893: Die Stelle Dendara VI, 158, 7f. ist in der Deutung durchaus etwas problematisch, vgl. die Diskussion bei F. Daumas, RdÉ 25, S. 17. Die hier vorliegende Weiheformel wird jedenfalls sonst nicht mit $\dot{i}n$ gebildet.

S. 898 Anm. 1: Die Einstufung von $s\check{c}m=f$ und $s\check{c}m.n=f$ als Aspekte statt als Tempora mag für die älteren Sprachstufen zutreffen (vgl. die ausführliche Diskussion von J. Winand, Temps et aspect en Égyptien, PÄ 25, Leiden/Boston 2006). Für die jüngeren, besonders das Demotisch trifft sie aber nicht zu, und tatsächlich ist für die Diskussion grundsätzlich zu beachten, daß ein demotisches $s\check{c}m=f$ als Vergangenheitsform durchaus etwas anderes als ein mittelägyptisches $s\check{c}m=f$ ist.

S. 900 Anm. 6: Die Entwicklungsreihe zum demotischen $s\check{c}m=f$ der Vergangenheit aus altem $\dot{i}w s\check{c}m.n=f$ ist zu klar, als daß Kurths bevorzugte Ableitung direkt vom Alt-

ägyptischen plausibel wirkt, s. etwa P. Frandsen, *An Outline of the Late Egyptian Verbal System*, Kopenhagen 1974, 1–2 und jetzt ausführlich M. el-Hamrawi, *LingAeg* 16, 2008, 73–94.

S. 907: Edfou I 244, 18 ist eine Adaption einer Ritualformel, die z.B. im Mundöffnungsritual Szene 50B h) auftritt und nach PT 1614c zumindest ursprünglich nicht passiv verstanden wurde. Zudem haben die meisten älteren Fassungen $s\check{c}m=f$, was Kurths Annahme einer noch funktionierenden Unterscheidung von $s\check{c}m=f$ und $s\check{c}m.n=f$ problematisch erscheinen läßt.

S. 913: Ist Deir el-Medina 19, 7 nicht eher $\dot{i}w\dot{i}=\dot{i}n=k m rnp\dot{i}$ „ich werde in Verjüngung zu dir kommen“ zu lesen? Ein adverbial gebrauchtes $s\check{c}m.n=f$ eines Bewegungsverbs, wie Kurth es in seiner Übersetzung zugrunde zu legen scheint, existiert im Ägyptischen nicht.

S. 921: Die Überlegungen, daß es keine zweiten Tempora gibt und die Geminati-on nicht in den Bereich der Grammatik, sondern des Lexikons gehören, haben einige Schwierigkeiten, wenn man zweisprachige Texte heranzieht, in denen bestimmte Formen der älteren Fassung als (morphologisch eindeutige) demotische zweite Tempora wiedergegeben werden; vgl. etwa Parker, *RdÉ* 10, 1955, 50–59; Vernus, *RdÉ* 41, 1990, 186f. Fälle wie das Nutbuch (Ed. von Lieven) §21, 68, 69, 85, 91, 102, 137 zeigen deutlich, wie eine in den älteren Textzeugen vorhandene Geminati-on abgesehen vom Sonderfall *wmn* in den römerzeitlichen hieratischen Kopien aufgegeben wird.

S. 945: Gerade die Passage $n r\dot{h}.n=f bw \dot{i}w=sn \dot{i}m$ erinnert doch sehr an demotische Formulierungen in der Art von $bn-p=f gm\dot{i} m^3c n p^3 t^3 \dot{i}w=f n. \dot{i}m=f$ „er wußte nicht, wo auf Erden er sich befand“ (Setne I, 5, 1; ähnlich Amazonen 4, 26. 27), die zumindest zeigen, daß die Ägypter das Substantiv hier tatsächlich als nicht determiniert empfunden haben.

S. 946: Wenn Kurth explizit behauptet, die Relativform würde unabhängig von der Frage von Determinierung oder Nicht-Determinierung des Bezugswortes verwendet, hätte man sich doch dringend Belege für eine eindeutige Verwendung nach nicht determinierten Substantiven gewünscht, da dies einen deutlichen Gegensatz zum klassischen Ägyptisch darstellt. Die konkret genannten Stellen zeigen sämtlich determinierte Bezugsworte.

S. 949–952: Zur Diskussion wäre jetzt W. Schenkel, *GM* 215, 2007, 109–112 zu ergänzen.

S. 961: Die Formen mit $\dot{i}n-\dot{i}w$ sind als Fragesätze, nicht als Bedingungssätze aufzufassen; vgl. zu dieser Ausdrucksweise J. Assmann, *Altägyptische Totenliturgien*, Band 2, Heidelberg 2005, 60–78.

S. 963: In Edfou VI 203, 6 würde man eher r als $\dot{i}w$ lesen wollen, da nach $\dot{i}w$ in keiner Sprachstufe des Ägyptischen ein $s\check{c}m=f$ des Verbs $\dot{i}w\dot{i}$ stehen kann.

S. 964: Edfou I, 45, 17f. ist ziemlich verkannt; zu verstehen ist $\check{c}\dot{i}=\dot{i} \check{s}c.t=k m \dot{i}r.t\dot{i} n m^3\check{c}(\dot{i})=sn tw nb m \check{c}w$ „Ich stelle dein Gemetzel all denen vor Augen, die dich böse ansehen werden“; es handelt sich um eine Adaption von Ritualsprüchen wie PT 53 a–b; Mundöffnungsritual, Szene 55 II q; vgl. Otto, *Mundöffnungsritual II*, S. 122; somit ist weder m Objekt-einführung noch n Schreibung der Präposition m .

S. 967: Die Frage nach der Verwendung des $\dot{i}w$ zur Einleitung eines Umstandssatzes wäre etwas differenzierter anzugehen, da diese Verwendung vor Suffixen auch im Klassisch-Ägyptischen normal ist; vgl. weiter W. Schenkel, *Die Partikel $\dot{i}w$ und die Intuition des Interpreten*, *LingAeg* 15, 2007, 161–201.

S. 972: Die Ausführungen zum Punkt B a) überzeugen den Rezensenten überhaupt nicht. Warum sollte nicht neben seltenen Fällen von Relativsätzen die Mehrzahl der

vorgeblichen Belege doch als Infinitive in gerundischem Anschluß zu verstehen sein? Jedenfalls wäre es auffällig, wenn die Präposition *hr* so häufig ausfallen sollte, da ihr Ausfall im Präsenssystem sonst nur in sprachlich jungen Texten normal, in anderen eher unüblich ist; und die von Kurth genannten Belege für den Ausfall stammen, soweit überprüfbar (bei den „einige(n) Dutzend Belege(n)“ in Edfu V–VIII, die Kurth nur global nennt, ist keine Kontrolle möglich, ein substantieller Teil wird aber auf den neuägyptischen Text Edfou VI, 219, 4–223, 2 zurückgehen, andere auf den demotischen Feldertext), auch nur aus jungen Texten. Hier rächt sich erneut, daß Kurth das Phänomen der sprachlichen Inhomogenität des „Ptolemäischen“ mangelhaft berücksichtigt.

S. 974f.: Die Ausführungen über *nti-îw* stellen eine Rückschritt gegenüber dem dar, was der Rezensent unter Verweis auf das Koptische **εΤε** in Opposition zu einfachem **εΤ** bereits Fs Schenkel, 119 etabliert hat; zudem ist die Bezeichnung der demotischen Form hier als „Präsens II“ veraltet und irrig (es handelt sich vielmehr um eine zumindest graphisch mit dem Umstandssatz des Präsens identische Form). Die angebliche demotische Verwendung auch des Präsens I, die Kurth unter Berufung auf Spiegelberg, Demotische Grammatik, §539 anführt, ist zu streichen, da an der einzigen angeblichen Belegstelle (Sethe/Partsch, Bürgschaft, 487) klärlich nicht *nti tw=y*, sondern *mtw=y* zu lesen ist, mit der auch sonst im Demotischen nicht seltenen Schreibung von *mtw* als graphischer Variante zu *nti-îw*. Die Bemerkung, parallel daneben würden auch die Konstruktionen ohne *îw* verwendet, greift zu kurz, da sie wieder einmal die sprachgeschichtliche Frage unzureichend angeht; relevant ist weniger, ob die Konstruktionen an sich beide in den Texten vorkommen, sondern ob in sprachlich jungen Texten die Verwendung von *nti-îw* und *nti* konsistent differenziert wird, egal, wie sprachlich ältere verfahren.

S. 983: In Edfou VI, 334, 7 hätte der Rezensent den Gott, nicht die Menschen als Ausüßer des Schutzes verstanden.

S. 983: Warum die Übersetzung „wenn du von dieser Milch trinkst ...“ für Edfou V, 80, 13–15? An der Stelle ist doch zunächst einmal die Opfergabe proleptisch nach vorn gezogen, und danach folgt, der üblichen Phraseologie von Opferdarreichungen entsprechend, ein Wunsch „mögest du davon trinken!“, und in Parallele dazu „mögest du die beiden Länder miteinander vereinen!“

S. 987: Das Verb *î* ist sonst nie im Infinitiv belegt, so daß sich gegenüber Kurths Analyse von Edfou VI, 329, 3 erhebliche Zweifel erheben müssen. Gerade ein so bekannt schwieriger Text sollte nicht unbedingt zum Kronzeugen für bislang unbekannt Konstruktionen gemacht werden.

S. 990, Anm. 6: In Dendara X, 49, 6f. ist ebenso wie in allen anderen Anweisungen des siebten Buches des Khoiaktexes nicht *hr* ausgefallen, sondern das *r* des Futur III ungeschrieben geblieben, vgl. Quack, in: Chr. Eyre (Ed.), Acts ICE Cambridge, 923.

S. 1001: Edfou VIII, 17, 11 würde der Rezensent nicht als Fall bewußter Voranstellung ansehen, da die Positionierung kurzer Präpositionen mit Suffix vor langen adverbialen Ergänzungen im klassischen Ägyptisch generell normal ist; vgl. W. Schenkel, Tübinger Einführung in die klassisch-ägyptische Sprache und Schrift, Tübingen 2005, 175. Gleiches gilt für die Aufspaltung des indirekten Genitivs in Edfou VII, 197, 14f. und V, 24, 4, d.h. der gesamte Abschnitt „Prädikat“ ist zu streichen.

S. 1002 u. 1005: Da im Ägyptischen grundsätzlich die Regel gilt, daß ein Suffix nicht vor das Substantiv gestellt wird, auf das es sich bezieht, sind solche Fälle nicht im Bereich der Stilistik einzuordnen (der antike Autor hat die Wortstellung nicht als eine unter mehreren Möglichkeiten bewußt gewählt).

S. 1006: Zur problematischen Konstruktion *sw sčm=f* fehlt die neuere Literatur, bes. J. Zeidler, Pfortenbuchstudien, Teil I. Textkritik und Textgeschichte des Pfortenbuches, GOF IV/36, Wiesbaden 1999, 201–204; K. Jansen-Winkel, Sprachliche Bemerkungen zu den „Unterweltbüchern“, SAK 32 2004, 205–232, dort 219–223.

Joachim Friedrich Quack

KARL JANSEN-WINKELN, *Inschriften der Spätzeit, Teil III: Die 25. Dynastie*. Wiesbaden: Harrassowitz 2009. XXXVIII, 619 S. 98,00 €.

Gerade in einer Zeit, in der oft das Risiko besteht, sich in der historischen geisteswissenschaftlichen Forschung zu sehr auf kurzatmige Aufbereitungen anhand der neuesten Moden der Kulturwissenschaft zu konzentrieren, muß es willkommen sein, wenn gründlich erarbeitete Quellenzusammenstellungen erscheinen, die als Basis weiterer Analysen sicher auf Jahrzehnte von anhaltendem Wert bleiben werden. Dazu gehört auch die Reihe der „Inschriften der Spätzeit“, welche die historischen Texte aus dem nachramessidischen Ägypten versammelt und somit genau dort einsetzt, wo Kitchen, *Ramesside Inscriptions* aufhört. Damit wird eine der bislang schmerzlichsten Lücken der Aufbereitung in Korpora geschlossen (das verbleibende größte Desiderat dürfte eine Zusammenstellung der Inschriften des Mittleren Reiches sein).

In relativ rascher Folge erscheint der nächste Band dieser Reihe, welche die Inschriften der Spätzeit bequem zusammenstellt. Die interne Zählung der Inschriften wird dabei vom vorangehenden Band weitergeführt und differenziert weiterhin zwischen auf eine Regierung genau datierbaren Texten und solchen, für die nur gröbere Ansätze möglich sind, in letzterem Fall wird über die Feststellung „25. Dynastie insgesamt“ hinaus keine feinere Einteilung vorgenommen. Zu beachten ist, daß der Herausgeber die ersten Könige der 25. Dynastie, welche mit der späten Libyerzeit gleichzeitig agiert haben, bereits im vorangehenden Band aufgenommen hat, so daß es hier mit Schabako losgeht, während man etwa die Siegesinschrift des Pi(anch)i in Band 2 suchen muß. Auf der anderen Seite sind die frühesten Vorläufer der Saitendynastie hier mit aufgenommen, einschließlich eines möglichen hieroglyphischen Belegs für Nechepsos (S. 250 Nr. 50.1), dessen Stellung allerdings aufgrund noch unveröffentlichter Forschungen von Kim Ryholt neu zu bewerten sein wird (s. einstweilen J.F. Quack, *Einführung in die altägyptische Literaturgeschichte III. Die demotische und gräko-ägyptische Literatur, Einführungen und Quellentexte zur Ägyptologie 3. Zweite, veränderte Auflage* (Berlin 2009), S. 73).

Sortiert werden die Texte so, daß zunächst die königlichen, danach die nichtköniglichen Texte für die Zeit jedes Herrschers dargeboten werden, und zwar jeweils innerhalb Ägyptens und Nubiens in geographischer Anordnung von Norden nach Süden, anschließend (sofern einschlägig) Objekte, die außerhalb Ägyptens gefunden wurden. In nicht wenigen Fällen hat der Autor Texte kollationiert oder sogar nach eigener Abschrift erstmals vorgelegt.

Da nur hieroglyphische Texte, aber keine Übersetzungen oder inhaltlichen Kommentare geboten werden, ist das Buch zwar als Ressource für diejenigen hervorragend geeignet, welche die ägyptische Sprache und Schrift beherrschen, für Vertreter der Nachbarwissenschaften jedoch einstweilen weniger nutzbar. Eine begleitende Übersetzungreihe wäre somit als künftiges Projekt zu wünschen.

Der Begriff „Inschriften“ als Titel der Reihe ist in zwei Richtungen zu nuancieren. Zum einen handelt es sich vorrangig um historische und biographische Kompositionen sowie mit diesen direkter assoziierte kurze religiöse Formeln, während umfangreiche religiöse Texte nicht aufgenommen sind; z.B. ist vom „Denkmal memphitischer Theologie“ (Text 46.6) nur die Widmungsinschrift des Schabako aufgenommen, nicht dagegen der Haupttext. Auch im Falle des Taharka-Gebäudes am Heiligen See (Text 48.37) sind nur die kurzen Szenen und Beischriften aufgenommen, nicht dagegen die längeren Kompositionen (meist mit Parallelen anderswo). Zum anderen hat der Bearbeiter auch die Verwaltungstexte (vor allem auf Papyrus) aufgenommen, wobei G. Vittmann die Lesungen der kursivhieratischen Papyri geprüft hat.

Für die an interkulturellen Kontakten interessierten Leser dieser Zeitschrift besonders hingewiesen sei auf Listen von Fremdvölkern (S.13f. Nr. 46.26; S. 112 Nr. 48.44; S. 117 Nr. 48.50; S. 162 u. 168 Nr. 48.91) sowie ausländische Funde (S. 24 Nr. 46–50–46.52; S. 184f. Nr. 48.102–105); ebenso auf die Texte Taharkas aus Kawa (S. 149) mit einem Anspruch auf Siege über fremde Länder (vermutlich Kopien älterer Vorlagen).

Indizes nach Museumsnummer, Namen von Königen bzw. Mitgliedern der Königsfamilie (im Kopftext versehendlich als „Index 3“ statt „Index 2“ etikettiert) sowie nichtköniglichen Personen erleichtern die Erschließung des Materials. Ein Korrigendazettel gibt einige wenige Verbesserungen. Der Rezensent möchte nur zwei kleine weitere Bemerkungen beisteuern:

S. 353–355: Zum schwierigen Text der Katimala s. jetzt Ph. Collombert, *Kush* 19 (2003–2008), S. 185–218.

S. 561 Text 52.399: In rt. 8 u. 12 dürfte doch das inhaltlich zu erwartende *w3ḥ šhn* „Anweisung geben“ und nicht *w3ḥ smn* zu lesen sein; zur Zeichenform vgl. etwa G. Posener, *Le Papyrus Vandier* (Kairo 1985), S. 49.

Joachim Friedrich Quack